

SPIEGELREUE

Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Schuld.

Erzählung von Eulu v. Strauss-Torney.

(Schluß.)
Gine war allein, als ob die Nacht gar nicht anfangen wollte; aber endlich wurde es doch dämmerig. In der Stube nebenan schlurften Schritte, Luhmanns Mutter stand in der Tür, noch im Unterrock und ohne Mütze, das graue Haar in Strähnen um die Stirn.

„Eck möt mi dor nu woll 'n beten hennesetten. Dan schallst mi woll män'e sin.“

Gine schüttelte den Kopf.

„Nee. Eck bliv' hier sitzen. Eck lat em nich alleen.“

Die Frau zögerte einen Augenblick, aber sie schien doch ganz zufrieden damit.

„Dat möst De jan filiben weiten. Denn gah eck wedder in Arbeit. Un vörher möst eck doch ol noch nah Flecken sehn. Dor möst doch ol wer sin, de dat Genu taket, ehr Kiel möst doch wat hebben, un sei ol.“

Flecke hatte vor ein paar Tagen ihr erstes Kind, einen kleinen Jungen. Sie war noch nicht auf. Gine hatte eigentlich nach der Wirtschaft sehen sollen. Jetzt hatte sie das vergessen, sie musste sich erst darauf besinnen. Und als ihr alles wieder einfiel, war es ihr gleichgültig. Sie dachte nur an ihren Jungen.

Die Frau stellte Gine den Kaffeeopf und das Brot auf das Feuerbrett, ehe sie wegging. „Möst ol wat eten, Maile. Eck möst wege, eck hewiv'n wie'en Weg. Wenn De mi nödig hast, denn is Crischen jau nahsten dor, de kann mi jau halen.“

Gine saß wieder allein bei dem Bett, den Tag über. Das Klub war mürrig, es warf sich herum und stieß die Decken zurück, daß sie es kaum halten konnte.

Sie merkte gar nicht, wie die Zeit hinging. Sie

wesent. Sichter woere dat nich, sää hel, gewer beter ol nich. Wenn hei man bi Kräften blivint, sau'n Dägener sif, sääb, denn linn heit woll dörhollen.“

Ihre Stimme hatte gar keinen Klang. Sie saß, ohne sich zu rühren, ganz in sich zusammengezunken. Der Mann sah sie einen Augenblick an.

„Hest hter linn mer sau seten?“

„Jau.“

„Hest ol wat eten?“

„Eck weit nich. Nee. Dat helv eck woll nich.“

Er sah sich suchend in der Kammer um. Dann ging er zum Fenster, goß den Kaffeekocher voll, der da neben der Kanne stand, und schnitt mit seinem Taschenmesser ein Stück Brot herunter. Das brachte er ihr hedes.

„Dor. Un wenn De dat eien hest, denn möbst De ol wat slapen. Eck bliv' de Nacht bi den Lüttjen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nee, eck bliv' hier. Eck kann nich slapen.“

Er sah zu, wie sie in hastigen

Bügeln die Tasse leer trank; sie merkte wohl jetzt erst, wie ausgehungert sie war.

„Kannst jau Din Lüg anbehollen. Un wenn wat is, denn raup eck Di. Nu gah man henne. Siss höfft' nich ut, wenn dat noch sau lang duren schall.“

Sie sah einen Augenblick auf das Kind, dann stand sie doch auf und ging zur Tür, mit langsamem und milden Schritten.



Vorlesung. Nach einer Bleistiftzeichnung von Anna von Wahl.

Feuilleton.

Dachauerin. Weit hat sie sich an die Tüschke hingesehnt, der Vater gegenüber, zu der sie auf Besuch gekommen. Der linke Arm führt den Oberkörper, in fester Hand hält sie die Kaffeetasse. Über dem breiten, ausgearbeiteten Gesicht liegt die Freude. Die mächtige Stirn ist noch glatt, über der kräftigen Nase funkeln die Augen, fein sind Mund und Kinn. Eine Bauernfrau, anfangs der Hünziger, der Thypus der Alt-Bayerin. Wer den Menschenfisch nicht kennt, dem sagt's die Tracht. Die Flügelhaube mit dem dunklen Spitz-Halschleier; das silberne Halsband mit dem mächtigen Goldschloß; das den Kopf nach oben zwingt; der schillernde Seldenspender mit der Goldborte vorne beim Handgelenk; das blumige Mieder und seine Silberverzierung.

In der Umgebung von München, in der Dachauer Gegend, hat der Künstler das Kürschnermädchen auf die Leinwand gebannt. Wie ein Sezessionswesen sieht es nun nicht aus. Wohl aber dem, dessen Mutter dieser Bauernfrau gleich; an Lebensenergie und Daseinsfreude hat sie ihm mitgegeben, das mehr wert war, als tausend Stück Dukaten. —

Wie der junge Baum verkar. In dem Garten hinter der Scheune stand ein kleiner Apfelbaum. Er war erst seit wenigen Wochen hierher gepflanzt worden. Er kam sich etwas einsam vor, denn in dem Garten standen nur wenige alte Bäume. Anfangs hatte es ihm gut gefallen, daß er aus der Baumschule fort und weg von seinen Kollegen kam. Sie waren ihm gar zu nahe auf den Leib gerückt. Jetzt hatte er Platz. Wie wollte er sich recken und strecken den ganzen Sommer lang! Aber nun merkte er doch, daß er sich verrechnet hatte. Hier pfiff der Wind entsetzlich über den leeren Garten, er nahm einen tüchtig durch, so daß aller Saft aus der Minde schwand.

Wenn ich nur erst richtig aufgewachsen wäre, sagte der Baum. Weiß der Himmel, es dauert zweitbar lange, ehe mir die Wurzeln einen Tropfen Wasser herbeischaffen. Ich habe einen entsetzlichen Durst.

Pfeift hier der Wind immer so? fragte er den alten Pflaumenbaum, der ziemlich dick, aber sehr klein war.

Lach ihn pfeifen! meinte der. Wir können's aushalten. Wir sind nicht so lang und dünn in die Höhe geschossen, wie gewisse andere Leute.

In die Höhe geschossen! sagte das Apfelbäumchen. Was soll man denn machen, wenn man ringsum von Kollegen umgeben ist, und der eine dem anderen immer über den Kopf wachsen will. Gibt einem denn hier niemand Wasser?

Wasser? Der alte Pflaumenbaum lachte, daß seine Äste sich schüttelten. Wart doch ab, bis es regnet.

O weh! seufzte der Apfelbaum. Da müßte es gar derb regnen, bis das Wasser an meine Wurzeln dringt. Anderseits wird man doch angegossen nach der Pflanzung.

Sei Du bloß froh, daß Du gute Erde bekommen hast! meinte der Pflaumenbaum. Der Herr hat ein großes, tiefes Loch gemacht und guten Boden in Menge herbeigeschafft.

Was nützt mir das, wenn das Erdreich ganz trocken ist!

Ja, mein junger Freund, sagte der alte Baum, da solltest Du erst einmal hierher kommen, wo ich stehe. Da ist der Sand so trocken wie Staub. Wenn ich nicht meine Wurzeln fünf Meter ringsum den Boden absuchen ließe, so wäre ich auch längst dahin. Das einzige gute ist noch, daß der Herr hier jedes Jahr den Boden düngt, damit seine Kartoffeln wachsen. Davon fällt nun auch etwas für uns ab. Freilich, wenn unsere Wurzeln in die Kartoffelschicht heraufkommen, dann werden sie unarmherzig mit dem Spaten abgestochen. Jedes Jahr verliert man so eine Menge Wurzeln und dann muß man sie doch wieder dorthin schicken, wo was zu holen ist. Ja, ja, das Leben ist nicht so leicht.

Verdammt schwer sogar! Das hatte ich mir doch anders vorgestellt. In der Baumschule hatten wir alles, was wir brauchten. Nun soll man hier ja elend verkommen.

Du bist nicht der erste, dem es so geht, sagte der Pflaumenbaum. Ich habe schon manchen Deinesgleichen gesehen. Die Schule ist nicht das Leben. Ihr bekommt eine Erziehung, die Euch dann im Leben nichts nützt. Da werdet Ihr schön in Reihe und Glied gestellt, werdet mit allen Machtmitteln dazu gezwungen, Euren Blick nach dem Himmel zu wenden und von der Natur um Euch erfährt Ihr nichts!

Kann uns denn der Kerl nicht wenigstens eine

Gießkanne voll Wasser geben, wenn er uns pflanzt?

Da kannst Du lange warten, sagte der alte. Ehe nicht die Kartoffeln hervorkommen, kommt der überhaupt nicht in den Garten.

Zu dem Winde gesellte sich noch die Sonne, und die weiche, zarte Linde des jungen Baumes trocknete immer mehr aus und begann bereits zu schrumpfen. Als die Maienonne wärmer wurde, hatte der Apfelbaum jedoch noch so viel Kraft, einen ganz kurzen Trieb hervorzusenden. Zu der Zeit regnete es auch ein wenig. Als aber die Sonne wieder schien, wurde der Trieb ganz matt und legte sich zur Seite.

Nun kam der Herr einmal in den Garten, um zu sehen, ob seine Kartoffeln bald hervorkämen. Da bemerkte er auch den jungen Baum, den er ganz vergessen hatte. Er erschrak, als er sah, daß der Trieb ganz weit geworden war.

Zum Glück, sagte er, was ist denn da los? Da sitzt wahrscheinlich irgend ein Biest an der Wurzel und nagt an ihr. Oder sollte etwa Wasser fehlen?

Er holte einen Eimer Wasser und goß ihn an den Baum. Dann ging er wieder weg. Der Boden war aber so trocken, daß das Wasser gar nicht recht einzischen wollte. Sonne und Wind brachten es zur Verdunstung, und an die Wurzeln kam kein Tropfen.

Nun ist es aus mit mir!, sagte der junge Baum. Ich hatte mir das Leben etwas schöner vorgestellt. Wie wollte ich blühen in düstigen, rosafarbigen Blüten und dann im Herbst rotbärtige Äpfel tragen in Hülle und Fülle. Alles!

Damit gab er seinen Geist auf. Als der Herr nach einiger Zeit, da er den Garten wieder besuchte, sah, daß der Baum eingegangen war, zuckte er die Achseln und tröstete sich damit, daß er nun einmal kein Glück habe im Obstbau. Dann wandte er sich liebevoll den Kartoffeln zu. Die kamen alle in kräftigen Sprossen aus der Erde. —

Die Nachseite der assyrisch-babylonischen Kultur. Assyrie und Babel sind durch die populären kulturgeschichtlichen Darstellungen dem Publikum vornehmlich von der schimmernden Lichtseite einer frühen Entwicklung von Wissenschaft und Kunst vorgeführt worden. Weniger dagegen ist die tiefdunkle Nachtseite der assyrisch-babylonischen Kultur zu ihrem Recht gekommen. Und doch gelangt man erst dadurch zu einer richtigen Wiedergabe der ganzen mesopotamischen Herrlichkeit. Denn sie beruhte geradezu auf dem Elend der großen Masse, deren Knechtshaft und Auszehrung das Fundament der gepriesenen Zivilisation im Zweistromland bildete. Dies würden Assur und Babel ja nun mit anderen Kulturländern bis zur Gegenwart herunter teilen. Indes, eigentlich ist den herrschenden Semiten Mesopotamiens eine Eigenschaft, die sich in solchem Maße kaum bei einem anderen Kulturbolz der Geschichte findet: eine geradezu wollüstige Neigung zur wildesten Grausamkeit. Die Geschichte der assyrischen Eroberungszüge, wie sie von den königlichen Minives in den Keilschriften erzählt und durch zahllose bildliche Darstellungen an den Wänden der Paläste illustriert wird, legt auf Schritt und Tritt Zeugnis dafür ab, daß die Assyrer mit raffinierter Lust ihre besiegtene Schlachtopfer zu Tode quälten und sich dessen noch obendrein rühmten. Völker, die einmal unterworfen, sich erfrechten, zu „rebellieren“, für die war keine Strafe hart genug. Massenhaftes Enthäutzen der Aufständischen oder Zerschmettern des Hirschhändels mittels einer Keule ist das Allergesindste. Dazwischen führt, empfindet der assyrische Eroberer aber erst, wenn er melden kann, wie die bezwungenen Feinde gepfählt oder bei lebendigem Leibe geschunden worden sind. Abhauen der Hände, Ausreissen der Zunge, Wegschneiden von Nase und Ohren sind Bagatellen. Sehr beliebt war ferner das Ausstechen der Augen, auch das Ausbrennen vermittelst eines glühenden Eisens. An all diesen Schauspielen beteiligten sich vielfach die assyrischen Könige höchst eigenhändig. Assurbanipal z. B. röhmt sich mit bezug auf einige feindliche Führer: „Ich riß ihnen in Arabela die Zunge aus und zog ihre Haut ab.“ Ein ander Mal erzählt er von einem gefangenen Araberhauptling: „Maiti machte ich mit dem Fleischmesser eigenhändig ein Loch in die Wade, zog durch seinen Kiefer einen Strick, legte ihm ein Hundehalsband an und ließ ihn im Osttor von Ninive den Häfig hüten.“ Ein Bild seines Palastes in Segundschil zeigt ihn, wie er mit einer Gemahlin zusammen im Garten zieht: um sein Wohlbefinden zu erhöhen, hat Assurbanipal den abgehauenen Kopf eines überwundenen Feindes vor seinen Augen aufhängen lassen. Zu einem anständigen Siegeszug in die Hauptstadt gehörte, daß dem königlichen Wagen die Hauer erlegter Fürsten vorangetragen

wurden; lebende Gefangene marschierten bei diesen feierlichen Gelegenheiten vielfach in der Weise, daß man sie an Stricken führte, die durch Lippen und Nase gezogen waren. Bei allem handelte es sich nicht um vereinzelte Vorkommnisse, sondern anständig wiederkehrendes Zubehör der assyrischen Erwerbungspolitik. Offizielles Lustmorden im groben war am Euphrat und Tigris allzeit die Regel; diese Nachseite der assyrisch-babylonischen Kultur darf nicht übersehen werden, wenn sie nicht in einer ganz falschen Richt erscheinen soll. —

Die stachellosen Bienen Brasiliens. Die Meliponen und Trigonen sind zwei Bienengattungen Brasiliens, die in ihren Lebensgewohnheiten von denen und den Honigbienen sehr abweichen. Vor kurzem hat G. v. Thering im „Zoologischen Jahrbuch“ über diese Insekten interessante biologische Beobachtungen veröffentlicht, die er in der Heimat der Meliponen und Trigonen gesammelt hat. Diese Bienen haben im Unterschied zu den echten Bienen keinen Giftstock. Einige Arten von ihnen sind sehr harmlos und vermögen dem Menschen nichts anzuhaben, wenn er sie nicht angreift. Andere dagegen umschwärmen ihn, kriechen ihm in Nase und Ohren und unter die Lippe und belästigen ihn so ziemlich stark. Noch andere versuchen vernünftigen zu beißen und dabei Gift in die Mundströme zu lassen, wodurch sehr schmerzhafte Entzündungen entstehen. Die Meliponen und die meisten Trigonen legen ihre Nester in hohlen Baumstämmen an und umgeben die Wabenmasse, falls sie die Höhlung nicht ganz ausfüllt, mit einer aus Harz oder Leder bestehenden Abschlußwand. Einige Meliponiden — so nennt man die Bienengattung, der die beiden Gattungen angehören, nisten auch in Erdlöchern oder im Geist von Bäumen. Die Waben liegen horizontal, die sechseckigen Zellen werden mit Nahrung angefüllt, die hauptsächlich aus Pollenkraut besteht, dann wird ein Ei in jeder von ihnen abgelegt, worauf der Eingang verschlossen wird. Die junge Brut wird nicht gefüttert. Hat die Zelle ihren Zweck erfüllt, so wird sie nach Austrümpfung des jungen Tieres abgebrochen, sie wird nicht von neuem bebaut, wie dies bei unseren Bienen der Fall ist. Auch bei den Meliponiden findet sich das bekannte Staatsystem mit der Ausbildung von Königinnen und Arbeitern. Aber wie hier keine Brutpflege stattfindet, so genießt auch die Königin wenig Aufsehen. Die Arbeiter begleiten sie nicht, nehmen überhaupt wenig Notiz von ihr.

In den Nester der stachellosen Bienen ist in jeder Zeit im Jahre Brut vorhanden. Deshalb erfährt auch das Einfädeln von Pollen keine Unterbrechung. Außerdem sammeln die Tiere Honig. Dieser bildet die ausschließliche Nahrung der Meliponen, während die Trigonen außerdem auch tierische und pflanzliche Säfte verzehren. Einige Arten der letzteren pflegen den Schweif des Menschen an zu lecken und machen sich dadurch lästig. Sehr verschiedenartig ist der Honig, den die Meliponen lieben. Er ist im allgemeinen etwas dünnflüssig, und eine besondere Vorbereitung wenig haltbar. Doch kann er durch Kochen dichter und dauerhafter gemacht werden.

Das Produkt der Meliponen ist sehr fein, es ist sogar wohlhabender als das unserer Honigbiene. Bei den Trigonen ist dagegen das Erzeugnis nicht gleichhartig. Bei einigen hat es einen satten Geschmack, bei einer Art ist es sogar giftig. Die Einwohner Brasiliens haben schon früher Bienenzucht betrieben, und sie unterscheiden die einzelnen dafür in verschiedene Namen. Die Waldarbeiter pflegen in kleinen Baumstücken ebenfalls Bienennester neben ihren Hütten aufzustellen. Diese Bienen haben einen gefährlichen Feind in gewissen Ameisen, welche die Stöcke überfallen, die Tiere töten, um sich in den Besitz des Honigs zu setzen. Das Wachs, das die stachellosen Bienen Brasiliens ausscheiden, kann nicht in derseine Bienen liefern. Es ist für menschliche Zwecke wenig. Das Schwärmen der Meliponiden ist noch wenig beobachtet worden, die Schwärme lassen sich nicht einzufangen. Daher ist die Vermehrung der Stöcke zu Zuchtzwecken nicht so leicht wie bei unserer Honigbiene. Die Bevölkerung der Nester ist bei den einzelnen Arten sehr verschieden, bei einer Trigonenart nur etwa 300 Individuen einen Staat, bei anderen Arten zählt dieser 70—80 000 Bürger. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.



Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Schuld.

Erzählung von Lulu v. Strauss-Torney.

(Schluß.)
Ges war Bline, als ob die Nacht gar nicht aufhören wollte; aber endlich wurde es doch dämmerig. In der Stube nebenan schlurfte Schritte, Luhmanns Mutter stand in der Türl, noch im Unterrock und ohne Mütze, das graue Haar in Strähnen um die Stirn.

„Eck möst mit dor mi woll 'n beten heimesetten. Dan schallst mi woll müd'e sin.“

Bline schüttelte den Kopf.

„Nee. Eck bliw' hir sitten. Eck lat em nich alleen.“

Die Frau zögerte einen Augenblick, aber sie schien doch ganz zufrieden damit.

„Dat möst De fan fillben wetten. Denn gah' eck wedder in Arbeit. Un vörher möst eck doch ob noch nah Flecken seih'n. Dor möst doch ob wer sin, de dat Eten faket, ehr Kirl möst doch wat hebb'en, un sei ob.“

Vieke hatte vor ein paar Tagen ihr erstes Kind, einen derben Jungen. Sie war noch nicht auf, Bline hatte eigentlich nach der Wirtschaft sehen sollen. Jetzt hatte sie das vergessen, sie mußte sich erst darauf besinnen. Und als ihr alles wieder einfiel, war es ihr gleichgültig. Sie dachte nur an ihren Jungen.

Die Frau stellte Bline den Kaffeeopf und das Brot auf das Feuerstebrett, ehe sie wegging. „Möst ob wat eten, Maile. Eck möst wege, eck heiw' n wie'en Weg. Wenn De mi nödig heft, dem is Ernstchen jau nahesten dor, de kann mi jau halen.“



Vorlesung. Nach einer Bleistiftzeichnung von Anna von Wahl.

wußte auch nicht, daß es viele Stunden war, daß sie keinen Bissen gegessen hatte. Nur eine sonderbare Schwäche fühlte sie in den Gliedern, wenn sie sich bewegte.

Am Abend kam Pöhler wieder; Bline sah auf, als es nebenan laut wurde und die Türl aufging. Pöhler blieb stehen, die Türkluke in der Hand.

„Is de Doktor all hier wesen?“

Sie nickte: „Jau. Bannahmibdag is hei hier

wesen. Slichter woere dat nich, sää hef, - neuer beter ob nich. Wenn hef man bi Kräften bliwt, sau'n Dageuer siß, sää, denn kann heft woll dör-hollen.“

Ihre Stimme hatte gar keinen Klang. Sie saß, ohne sich zu rühren, ganz in sich zusammengezunken. Der Mann sah sie einen Augenblick an.

„Hest hler illnu-mer san seten?“

„Jau.“

„Hest ob wat eten?“

„Eck weit nich. Nee. Dat heiw' eck woll nich.“

Er sah sich suchend in der Kammer um. Dann ging er zum Fenster, goß den Kaffebecher voll, der da neben der Kanne stand, und schnitt mit seinem Taschenmesser ein Stück Brot herunter. Das brachte er ihr beides.

„Dor. Un wenn De dat eten hast, dem nödigt De ob wat slapen. Eck bliw' de Nacht bi den Lüttjen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nee, eck bliw' hir. Eck kann nich slapen.“

Er sah zu, wie sie in hastigen

Zügen die Tasse leer trank; sie merkte wohl jetzt erst, wie ausgehungert sie war.

„Kannst jau Din Eiig abgeholln. Un wenn wat is, demn raup eck Di. Nu gah' man heine. Sis höllst' nich ut, wenn dat noch san lang duren schall.“

Sie sah einen Augenblick auf das Kind, dann stand sie doch auf und ging zur Türl, mit langsamem milden Schritten.

"Siss holl ec dat nich ut" — sagte sie vor sich hin.

Sie hatte sich nur ein paar Stunden hinlegen wollen, aber als sie aufwachte, wurde es schon Morgen.

Willem Böhler saß neben dem Bett, als sie hastig in die Kammer kam, die Glieder noch schwer vom Schlaf.

"Wo is't wesen?"

Er zuckte die Schultern. "Nich anners als vörher. Etwasmal hett he wat trinken."

Er stand auf und ließ sie neben dem Bett sitzen. Sie strich mit unruhigen Händen ein paarmal über die Bettdecke und sah auf den Jungen herunter. Noch immer der mühsame Atem!

Böhler hatte seine Kappe genommen und ging zur Tür.

"Adjüs ot. Vanaabend sin ec wedder hier."

Tag und Nacht und wieder Tag und Nacht. Vine zählte nicht, wie oft.

Abends kam Böhler, dann schlief sie auf ein paar Stunden; gegen Morgen löste sie ihn wieder ab. Sie sprachen nicht viel zusammen, nur die notwendigsten Sachen. Vine dankte ihm auch nie, es kam ihr ganz selbstverständlich vor, daß er da war.

Der Doktor kam auch jeden Tag. Luhmanns Mutter jammerte über das viele Geld, was das kosten würde, aber Vine dachte nur an den Jungen.

"Lat man, Mudder. Ec will nahsten Dag um Nacht arbeiten, wenn hei man blot wedder gesund ward."

*

Gegenüber auf dem Voltenhof ging es laut her, die Hochzeit sollte nun sein. Der Schlächter war einen ganzen Tag auf dem Hof gewesen, und der Osterwind, der noch immer scharf über das Dorf fegte, brachte den süßlichen Geruch des frischen Hochzeitsküchens mit, der in dem runden Backofen im Baumgarten gebacken wurde. Wenn eine Meiers-tochter heiratete, mußte es hoch hergehen.

Das ganze Dorf war auf den Beinen, als die bekränzten Hochzeitswagen zur Kirche fuhren. Die Verwandtschaft war gekommen; lauter große Bauern, die Frauen und Töchter im Staat, mit seidenen Schürzen und Tüchern, die breiten, schwarzen Dutzen der Mützen wie Windeutzenflügel groß, die weißen Krausen hart gesteckt, daß sie den Hals kaum wenden konnten.

Luhmanns Mutter war auch vor die Tür gespannt; sie kam hastig wieder in die Stube, aufgeregt mit den Händen in der Luft fuchtelnd.

"Nee, Vine, dit is'n Lebedagel! (Festtag.) Gau wat heww ec doch min Dag' nich seihu! Düssen Staat!"

Vine sah auf, mit abwesendem Blick.

"Wat is' deun?"

"Wat is? Maife, weitst dat nich? Bandage is doch de Hochtid. Leiver Gott, wat de junge Fru all' wiefrieggt! Un künnt up den grötsten Hatw in'n Lanne!"

Sie hatte mit nörgelnder Stimme gesprochen, jetzt wiegte sie den Kopf und schlug die Hände ineinander.

"Nee, nee, wer dat dacht harr! Wenn de Kirl nich 'n Luder wesen wier, demn künnt Duu bandage as junge Fru up'n Brinkhaw sitten; de Lütje is doch sin. Un de liggt nu hier up'n Dod un sin Bädder weit dor nix vun um höllt Hochtid, un nich'n Gröschen hett hei für den Lütjen aewrig."

Das Mädchen war herumgefahren, das dunkle Rot schob ihr bis unter den Kinnenzrand.

"Lat dat Rören, Mudder. Un wenn hei mi hunnert Dahler gewen wull, ec wullt nich hebb'n. De geht mi nix mihr anne. Un Di ot nich."

Sie schlug auf einmal die Hände vor das Gesicht.

"Leiver Gott, ec sin slicht wesen, un ec willt jau of drägen, wat ec verdeint heww. Blot dat nich — blot nich de Lütje — de kann 'r doch nix vör."

Draußen rollte ein Wagen, Luhmanns Mutter ging zum Fenster.

"De Dokter all wedder. Na, ec weist nich, wer't betahlen schall!"

Als Böhler heute Abend kam, kam Vine ihn in der Tür entgegen. "Wenn De bandage mäne bist, Willem," sagte sie zägernd, "ec gah nich tau Bedde. De Dokter hett seggt, bandage moet sic dat ännern. Wenn hei dölle Nacht nich doo böhwt, denn is hei dör; dölle Nacht möt sic dat wissen."

Er nickte ihr zu und rückte sich einen Stuhl an die andere Seite des Bettes.

"Nee, ec blieb of hier," sagte er nur kurz.

Luhmanns Mutter kam noch herein und stellte den Kaffeeopf auf den Tisch neben die Lampe.

"Wenn It wat drinken wulst!" sagte sie grämlich, "ec gah denn to Bedde, twei siid naug. It künnt mi jau raupen, wenn dor wat nödig is."

Dann schlurste sie wieder aus der Tür.

Sie saßen sich gegenüber, das Bett zwischen sich. Das Kind lag, ohne sich zu rühren, mit geschlossenen Augen, auf den Backen fiebrig rote Flecken. Die kleine Brust hob und senkte sich schwer, mit dem rasselnden Pfeifen, das Vine all' diese Tage und Nächte gehört hatte.

Sie saß vorgebeugt und sah auf den Jungen. Bisweilen stand sie auf und trocknete ihm die Stirn, auf der dicke Tropfen standen.

Stunde um Stunde blieb das so; keiner sprach ein Wort. Hin und wieder sah das Mädchen auf, mit gequältem Ausdruck im Gesicht; dann begegnete sie immer den Augen des Mannes. Er nickte ihr zu, ruhig und ernsthaft, als ob er sagen wollte: "Sei still, es wird alles gut."

Mitternacht war vorbei, als Vine auf einmal sich über das Kind beugte.

"Wat is dit?"

Es war, als ob das Nöcheln seltener kam und leiser wurde. Dann stockte es ganz.

Das Mädchen war bis in die Lippen blaß geworden, sie sah mit hilfloser Angst zu dem Mann hinüber:

"Wat is dit? Hei möt starwen, hei —"

Vitten im Sitz brach sie ab; der Junge hatte die Augen aufgemacht, ganz groß und weit, und sah sie an. Nicht mit dem unruhigen, fieberigen Glanz darin, nur etwas matt, aber ganz klar.

Gleich darauf fielen die Lider zu. Der Atem setzte wieder ein, ohne den röchelnden Ton, ruhig und regelmäßig. Alles in zwei, drei Minuten.

"Dat is nich starwen," sagte Böhler dann auf einmal, daß seine Stimme sonderbar laut, aber doch zitterig durch die kleine Kammer klang. "Kiel eis, hei slöppt. Ec glöw, hei is dör, Vine!"

*

Das Wetter war mit Nemond umgeschlagen; es war auf einmal fast sommerlich warm, daß die Hecken grün wurden und in dem Blumengarten des Voltenhofes die gelben Osterblumen blühten.

Vine war wieder auf den Hof gegangen, sie mußte nun wieder an die Arbeit denken. Als sie über die Diele kam, hatte sie schon laute Stimmen gehört; die Tür zur Stube stand offen, die jungen Leute vom Brinkhof waren da. Die junge Frau saß, die derben Arme aufgestützt, lachend und schwatzend, mit vollem, kauendem Mund, ein großes Stück Kuchen in der Hand. Frix rückte sich mit verdrossenem Gesicht am Fenster, ohne zu sprechen.

Die Bäuerin kam von der Kirche her, mit der großen, blechernen Staffelei; sie hatte es eilig, kaum daß sie Zeit hatte, bei Vine stehen zu bleiben.

"Jan, Arbeit is'r nang, wie habbet jau alleus stahn laten, vun wegen de Hochtid. Un mi heww ec of meine Maife mihr, usc Lienken hett doch jümmer dächtig wat beschäftet. Jan, künnt man vermorrtau wedder. Wut De nich'n Koppfen Koffei drincken? Künnt man 'runne, dor is noch 'nang. Nee? Denn adjüs ot, ec sin ilig."

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt. Frix hatte sich umgedreht, war aufgestanden und rechte gähnend die Arme, daß die Knochen knackten.

"Ec gah noch'u beten nah'n Krangle. Gah man alleen nah'n Haw 'ruppe, ec künnt denn nah."

Die junge Frau setzte die Arme auf die Hüften.

"Mögt di all wedder einen halen? Up Hochtid bist'e jau dum wesen as'n —"

Mehr hörte Vine nicht, sie war weggegangen. Langsam ging sie über den Hof nach Haus.

In der Stube war es düstig und laut. Es war gekommen, zum ersten Male. Sie hatte Kleine im Tisch, bisweilen zog sie einen Blick zurück, daß man unter der roten Kappe das winzige Gesicht mit der aufgeworfenen kleinen Nase sah. Die festen roten Backen der jungen Frau waren etwas schmäler geworden, aber sie nickte ihm wieder mit blanken, lächelnden Augen zu. Ohne hinüberzublicken, saß sie auf dem Tisch und stolz auf sie und den Jungen sah.

Böhler war auch da, er stand, die Pfeife in der Mundhöhle und die Hände in den Hosentaschen am Fenster. Vine hatte ihn seit der Nacht noch nicht wieder gesehen, er hatte sich den Tag darauf erst ausschlafen wollen. Filinf, sechs Nächte ohne Schlaf, und tags Arbeit, das konnte die Kleine wohl mitre machen.

Luhmanns Mutter hatte wohl eben von der Krankheit erzählt, Vine hörte sie schon von brausen in ihrem scharfen, jammervollen Ton sprechen.

"Kiel eis, dor künnt sei all. Blist up'n Haw wesen? Hett Bolten Mudder di nich 'n beten wamiegeiven vun de Hochtid? 'ne Wurst, um sauwatk Dünne Maife, harrst dor of woll wat vun seggen künnt."

Vine blieb neben der jungen Frau stehen, sie schüttelte den Kopf.

"Nee, Mudder, wi bruket jau of mir. Ed verbein jau un of wedder. Kiel eis, Fiele, wo nödlich de Lütje is. Min' was nich jau grot."

Fiele hatte sie neben sich auf die Ofenbank gezogen, sie hatte allerlei zu fragen und zu erzählen. Luhmanns Mutter und Drinut sprachen dazwischen, es war ein lautes Durcheinander von Stimmen.

Mitten darin stand Vine auf, es kam ihr vor, als ob nebenan in der Kammer der Junge sich gerührt hätte.

"Ec möt mal nah den Lütjen selhn. Hei is jümmer san quängelig, un in'n Bedde schall hei noch bliwen, hett de Dokter seggt."

Die Tür knarrte hinter ihr, gleich nachdem sie in die Kammer gekommen war. Als sie sich umschaut, stand Böhler neben ihr. Sie nickte ihm zu.

"Hei hett woll 'edrönnet, hei slöppt noch," sagte sie flüstern, "mi will dat gornich recht tan Sünn, dat ec em vermorrtau all alleen laten schall. Wenn ec of vaken mal 'räuwerlope, em künne doch noch wat passeeren. Use Mudder seggt man, ed möte wedder in Daglohn, sei künne dat nich mihr."

Böhler sah vor sich hin, er blies langsam eine Dampfwolke aus seiner Pfeife.

"Vine," sagte er dann heiser, "wenn de man wüdt, denn brukst'e nich wedder in Daglohn. Ed heww di dat all vaken seggen wulst. Ec he vau jau min Stile Katuffellam", un arbeiten kann ed of. Wenn de mi man hebb'n wüdt —"

Es war einen Augenblick ganz still in der Kammer. Das Mädchen hatte aufgesehen, mit erschrockenen Augen, als ob sie ihn nicht verstanden.

"Nee, Willem," sagte sie hastig, "dat g ist doch nich. Dat mödt'e nich danhu. Dan künnt doch noch ne annere fregen. Ec heww jau mir, ed sin 'ne arme Maife. Ec sin of nich de Jim fest mihr. Dat is för mi vörbi. Un dem —"

Sie schüttelte den Kopf und sah vor sich auf das Bett. "Un dem — Willem — de dor — de Lütje."

"De? De is use. De hützt mi of tau." Der Mann fuhr vorsichtig mit der breiten, brauen Hand über den weiszblonden Kopf des Kindes, "de Lütje hett 'n Bädder nödlig, Vine."

Einen Augenblick stand sie ohne sich zu rühren. Dann atmete sie ein paarmal tief und gab ihm die Hand. —

Vine sah zwischen den anderen, ohne zu sprechen, sie sah blaß und milde aus. Aber als Fiele den Mantel umband, stand sie doch mit auf.

"Ec gah noch'n Gun' lang mie. L'is ja schön bandage."

Es war schon dämmerig draußen, in dem durchsichtigen, grünlichen Gelb des Himmels stand schon die schmale, matte Sichel des neuen Mondes; zwischen den Gleichen der Höfe an der Dorfstraße warf sich eine Fledermaus in murkigem Bogenflug durch die Luft, biswelen leise mit den Flügeln knacken.

Durch das halbe Dorf glug Vine mit, sie hörte kaum auf das Schwanken der jungen Frau, die kleinen Augenblick füllt war.

Sie wollte nicht wieder durch das Dorf nach Hause, es war näher, wenn man die schmale Zwecke hinter den Höfen ging.

Als sie am Krieger vorbei kam, wurde die hintere Täfelung des Hofs polternd aufgestoßen, ein Mann kam heraus, mit nicht ganz sicherem Schritt, laut pflegend.

Als er sie sah, blieb er breitspurig vor ihr stehen und sah ihr frech ins Gesicht. Sie erkannte ihn jetzt erst.

Er musste getrunken haben, sein Gesicht war rot und heilig.

Sie wollte ihn zur Seite schieben, als er ihr den Weg versperrte. „Lat mi vörbi. Ech möt nah Hus.“

Er lachte auf. „Eck eis, wat sei illg ist! Eck möt. Du rest eis fragen, Maife. Worlumme bist'e nich tan mine Hochtid kamen? Harrst dor doch of hemmehört, wat?“

Sie war stehen geblieben, als sie sah, daß er breit im Wege blieb. Ihr Gesicht war kalt und ruhig.

„Eck will Di seggen, worlumme dat eck nich kamen sin,“ sagte sie langsam, mit harter Stimme, „de Lütje was frank. Up'n Dod. Dat har woll kamen künnt, dat hei de Nacht storven wier. Un denn harr eck up de Hochtid danzet.“

Er starrte sie an, ihre kalte, ruhige Art reizte ihn. Er packte auf einmal ihren Arm.

Das Mädchen stieß ihn zurück, daß er stolpern, er mußte sich an den Kantenrand halten.

„Wat de Kirl dum (Betrunken) is,“ sagte sie verächtlich, „lat mi gahu, segg eck Du! Ech gah Du mir mirr amme, un Dan mi nich!“

Er stieß mit dem Fuß gegen einen Stein, daß unter beim Erschüttern des Stiefelabsatzes die Funken sprangen.

„Läuw, Maife — eck gah Di mir amme? Hest woll 'n annern finnen? Meinst eck harr dat nich sehn? De Kirl, de Pöhler — eck segge Di, Maife, mi hürst de tan — eck sin de Badder vuu den Lütjen.“

Vine sah ihn an, ohne Angst, mit ernsthaften Augen.

„Pöhler is gaud tan den Lütjen. As'n Badder. Nee, beter as'n Badder. Wt willt frigen, hei mi eck.“

Es war, als ob ihn das auf einmal wüchtern möchte. Die Arme fielen ihm schlaff am Leib herunter, er trat einen Schritt zur Seite.

„Vine — Maife — dat is jan nich wohr“ — stotterte er.

Sie ging an ihm vorüber, ohne zu antworten. Sie sah sich gar nicht mehr um nach dem Mann, der da in der dämmerigen Zwecke stand und ihr nachstarre. —

Au der Haustür stand Pöhler, er wollte eben weggehen.

Als er sie sah, kam er ihr entgegen, sein ehrliches Gesicht mit den guten Augen strahlte.

„Wauhur willt wi frigen, Vine?“

Sie nickte ihm zu, stille, dankbare Freundschaft in den Augen. „Eck heuw jan neine Uftüer. Eck sin tofreden, as Dan dat hebbet wundt. Gun Nacht o, Willem.“

Er ging die Dorfstraße herunter, seine schweren Schritte hallten in der stillen Abendluft. Das Mädchen saß in der Kammer auf dem Betraub, und sah auf das schlafende Kind. —

Einde.

Guignol.

Von Wilhelm Holzamer.

In den Squares, wo zwischen Buschwerk und grünen Bäumen auf kiesbestreuten Plätzen die Kinder spielen, da ist vorübergehend das Puppentheater, dessen Hauptheld, Hauptdarsteller Guignol ist, nach dem das lustige Theaterchen seinen Namen hat. Und da, wo die vornehme Welt flaniert, unter den Kastanien der Champs-Elysées und den alten Bäumen des Tuilerengartens, hat Guignol vom frischen Frühling bis zum späten Herbst seine dauernde Stätte. Hier sowohl, im Gebiete der Melchen, wie dort, auf den Erholungsplätzen der Armen, ist Guignol gleich heimisch, gleich beliebt, gleich wirkend. Und ist er sich selbst ganz gleich. Er ruht sich nicht auf und schlägt sich nicht. Er hat keinen blauen Kittel an, seine runde Mütze mit dem roten Streifen auf, seinen Ledergürtel um, und sein kleiner Holzkopf hat das gleiche impertinente Gesicht, das deutlich ausdrückt, wie wenig sich sein Träger imponieren läßt. Er ist ja nur eine Puppe, Guignol, aber er ist ein Mann. Er forcht sich nicht. Er biegt und blickt sich nicht. Er tut, was ihm geboten scheint, er sagt, was er denkt. Er ist ein Einrichtgut und ein Lebenskünstler, ein Revolutionär und ein Fregeist. Die geborene und menschgewordene — wollte sagen: puppegewordene, denn Puppen sind ja manchmal mehr als Menschen — Menschlosigkeit ist er. Und hier, wo die feinen Wagen fahren, die Damen mit den runden Seidenhauben und den langen, bis auf die Erde reichenden, bunten Seidenbändern ihre Babys herumtragen, wo die vornehmen Damen promenieren und auch auf ihre schon mehr herangewachsenen Kinder, die Kleinen treiben und in ziegelnbespannten Wägelchen fahren, ein wenig Nicht haben, hier in den Champs-Elysées und Tuilerien hat Guignol dieselben begeisterten Verehrer und Anhänger, wie etwa broben auf dem Square Saint Pierre auf Montmartre, wo arme alte Frauen stricken und kleine Dienstmädchen das Nicht geben auf ihre Schubbeleien verplaudern und verschlafen, und heruntergekommene Künstler ihren Nachmittagschlaf nach nichteingenommener Mahlzeit halten. Die Jugend hängt Guignol immer und überall an. Und die Alten, die jung geblieben sind, erfreuen sich immer und überall an ihm.

Guignol ist edler Herkunft. Er stammt von dem römisch-neapolitanischen Junker Polichinell ab, Figaro ist ein Verwandter von ihm und mit Gabroche ist er eines Blutes. Gegen diese vornehmten Persönlichkeiten der Marionettenwelt ist er nur ein armer Teufel. Guignol ist ein Proletarier und eine starke Persönlichkeit. Er „s'en sieht“ sich was von den anderen. Eher mag er verwandschaftliche Beziehungen zu unserem deutschen Hanswurst aufrecht erhalten — mit seinen wirklichen deutschen Brüdern, dem Cölner Hänneschen und dem Münchner Kasperl, aber steht er aufs beste. D. h. — als Franzose kennt er sie natürlich nicht. Das ist sein gutes französisches Recht. Als Franzose ist er natürlich auch viel freier als die beiden. Daß man dem Ochsen, der da drückt, das Maul nicht verbinden soll, das faßt er ohne Vergleich und Bildlichkeit als ganz und gar selbstverständlich auf. Er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und redet, was ihm gerade in den Schnabel kommt. Freilich — Staatsgriffen erfordert's, daß auch er nicht alles sagen darf. Die hohe Obrigkeit selbst angreifen, das darf er nicht. Da müssen ihm die Worte in der Kehle stecken bleiben — aber auch darin ist ihm noch Freiheit genug gelassen. Etwas muß dem Menschen noch heilig sein. Und da Guignol nichts mehr, so gut wie nichts mehr heilig ist, so hat man doch ein bißchen den Zensor über ihn gesetzt. Aber da Guignol aus dem Lande der Freiheit ist, so weiß er und darf er wissen, daß auch der Zensor, trotz seiner Heiligkeit, nur ein Mensch — und nicht immer der gescheiteste ist.

Guignol ist in Lyon geboren; wer sein Vater ist, weiß man nicht. Es tritt zwar ein Vater von ihm auf, der ist aber so unglaublich dumum, daß

man nicht gut annehmen kann, er sei wirklich sein Vater. Es ist anzunehmen —, und was ist in Lyon nicht alles möglich — daß Guignol ein untergeschobenes Kind ist — mag nun Signor Polichinell, mag Madame Colombe das Stückset in ein harmlos fremdes Nest getragen haben, das eine ist sicher — Stückt bleibt Stückt, und Guignol ist Guignol. Und ein echter Lyoner ist er auch; selbst Paris hat ihn nicht untergekriegt. Er hat seine Jugend und sein jugendliches Blumwerk, seine Maus- und Haslust behalten und ist auch in Worten nie verlegen.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist Guignol geboren worden. Ist er kein Kind der großen Revolution, haben die Ereignisse der großen Revolution doch in seine Jugend hineingespielt und von threm Geiste hat er etwas behalten. Ihres Weises ist er eigentlich immer noch, wenn er auch äußerlich sehr modifiziert erscheint. Man muß ihm nur mal verständig zusehen, dann merkt man, was hinter ihm steckt. Er ist der Mann der „action directe“, er ist der Vertreter der Selbsthilfe. In Deutschland heißt er ein Kuckuck und wird ausgewiesen, in Frankreich heißt er nur Revolutionär — und das ist ein Ehrenname — und wird gebuhlt. Er wird sogar geehrt. Er wird staatlich beschützt, denn es ist und bleibt ihm unvergessen, daß er um die Guillotine die Carmagnole getanzt hat. Er selbst, Guignol, und die Tricotens, haben ihm zugejubelt. Das Volk sah sich in ihm, und eine Illustration des Volksgeistes ist er. Er hat getanzt, als der König fiel, und er triumphiert heute noch. Die Jugend jubelt ihm zu. Er ist eine historische Gestalt, es ist ein Stück Geschichte in ihm. Mehr — es ist Geschichtsgeist, der in ihm steckt, sich in ihm verkörpern, ein Exempel liefert . . .

Und Guignol ist nur eine Puppe mit einem Holzkopf und Glasaugen, einem runden Bonnet, einem blauen Kittel mit Federgürtel, zwei kleinen Hörnchen und ohne Beine. Zwei Finger bewegen ihn; zwei flinke Finger, die geschickter sind als vier Glieder und der geschickteste Menschenkörper und Akrobatenleib, und eine Stimme spricht für ihn, die durch ein Stükchen Fleisch ihre Art erhält. Und es gibt nichts, was Guignol nicht tun und sagen könnte. Er ist ganz und gar lebendig; er lebt, als wäre er von Fleisch und Blut. Er ist wirklich und wirklich macht er seine Welt, die ein Schein nur ist wie die unsere auch, und sich nur darin von ihr unterscheidet, daß bei Guignol im bewußten Schein möglich ist, was in unserem verbissenen Schein nicht gestattet wäre. Darum lebt und handelt Guignol im Traum und Zauber, locht, entführt und verführt er, darum hat er alle Freiheit und das volle Lachen, und darum gehört ihm die Jugend, die mit ihm seine Welt noch mehr erfüllt, als wir älteren uns das vorstellen können.

* * *

Vor dem kleinen Puppentheater ist mit einem Stricke ein näßig großer Platz abgegrenzt. Niedere Bänke und hohe Stühle sind hier aufgestellt. Kinder und Erwachsene warten auf das Schauspiel.

Eine Scholle wird laut gesäunt. Ein armer Teufel spielt die Ziehharmonika.

Zwei Polichinelle mit klingelnden Schellen, in Sant und Seide, bunt und vornehm, erscheinen. Sie krächzen ein paar unverständliche Phrasen. Sie haben die Sprache der Adeligen, die zu vornehm ist, um verstanden werden zu können. Dann tanzen die Polichinelle. Es ist ein Gemüß, sie tanzen zu sehen. Sie tanzen mit der Vornehmheit und Grazie, die man nur erwerben kann, wenn man in stolzen Palästen verkehrt, fürstlichen Damen den Hof macht und gewohnt ist, über das spiegelnde Parkett leicht hinzugleiten. Es ist ein Wunder, was die zwei Finger, die jeden Polichinell bewegen, hier leisten.

Nach den Polichinellen kommt Pierrot. Er kommt nur, um mit einem Prügel Lärm zu machen und den Takt der Ziehharmonika zu schlagen. Darauf erscheint die feierlichste Puppe des ganzen Theaters, der Direktor selbst, um das Stück anzukündigen. Er ist im Frack und weißer Weste und hat natürlich auch den obligaten Holzkopf.

Der Vorhang fällt, um für Guignol wieder aufzugehen. Guignol ist immer in der Misere. Er hat Schulden, er hat seine Steuern nicht bezahlt, er bezahlt niemals seine Miete. Er besitzt auch nichts. Lisch, Stuhl, Bett, Kommode, alles ist ihm schon gespendet worden. Guignol verliert den Humor dabei nicht. Und will ihm das Leben gar zu fest an den Kragen fassen, so trinkt er sein Schöppchen oder zwei und vergisst in einem Mäuschen all die Not und alles Elend. Aber immer begegnet ihm etwas, das seine Hilfe, seine Verätigung erfordert. Sein Vater ist natürlich gerade so arm wie er. Da will sich der gute Alte ins Wasser stürzen. Ein Unteroffizier begegnet ihm in diesem Moment. Er hält ihn zurück und rät ihm, Soldat zu werden. Da bekomme er 365 Sous im Jahr, ein ganzes Vermögen! — Da bekomme er Kleider, Wäsche, Nahrung, Licht, Wohnung, was er braucht, und er sei Soldat — erster Stand des Staates! Der verzweifelte Alte willigt ein. Aber das Militärhandwerk gelingt ihm schwer. Der Drill — für den Drill ist er noch nicht dumm genug. Sein Sohn Guignol kommt nun die Ecke. Erst schlüpft er sich vor Lachen. Dann fasst ihn die Rute. Er straft sich auf den Unteroffizier. Er prügelt ihn. Man denkt — er prügelt den Unteroffizier. Hat die kleine Welt über die Dummheit des Vaters Guignol gelacht, jetzt jubelt sie dem Sohn Guignol zu, wie er den Unteroffizier in die Flucht schlägt. Und die Obrigkeit schreitet nicht ein und das Weltentrad steht nicht still — und nicht einmal ein Blitz kommt vom Himmel. Nein, die helle Sonne beschient die Szene, die jährende Kinderschar und die Alten, die sich die Hände reiben. O West, o Sonne, o Autorität! Guignol hängt des Vaters Tornister um und nimmt sein Gewehr. Der Unteroffizier erzerrt Guignol. Er soll das Gewehr anlegen — kann's, der Unteroffizier hat's auf der Nase. Er soll es abnehmen — der Unteroffizier hat's auf dem Schädel. Er soll schießen — der Unteroffizier hat's vor der Brust. Und wie der Unteroffizier das Schlosserhaus bringt, hant Guignol das Schlosserhaus kurz und klein. Er fordert 365 Sous, Wäsche, Wohnung, Kleidung, Licht, Bedienung: alles, was der vornehmste Staud der Welt zu fordern hat. Er fordert und hant. Man denkt. O Disziplin, o Beispiel, o Jugend, o Frankreich!

Ein andermal soll Guignol die Matrize vom Kommissär für die Steuern abgeholt werden. Guignol hant den Kommissär. Und wie hant er ihn! O Obrigkeit! Der Kommissär rennt davon — nicht, ohne sich noch ein passant den Schädel anzurenen — und holt den Gendarm. Guignol hant den Gendarm! Ungehört, er hant den Gendarm. Es ist die regelrecteste Feilerei. Der Gendarm feilt voll Lust und Kraft mit. Aber Guignol ist ihm über. Die Jugend rust ihm begeistert zu, feuert ihn noch an, zählt seine Siebe. Guignol wirft seinen Prügel in die Luft und fängt ihn. Der Gendarm, der mit dem Kopf auf der Matrize liegt, bemüht den Moment, durchzugehen. Aber Guignol hant ihm dafür halb den Schädel ein, und nun liegt er wieder atemlos und fast tot auf der Matrize. Dann und wann macht er eine Bewegung; diese Bewegungen sind immer lustig. Der Gendarm scheint ein dicker Fett zu haben. Jetzt erscheint Mère Michel. Mère Michel fordert die Miete; Guignol antwortet mit Sieben. Mit Besen und Bratpfanne hant er. Die Mutter Michel, nicht faul, hant dagegen. Es ist ein regelrecter, hässiger Kampf. Da springt der Gendarm von seiner Matrize auf und nimmt Reißaus, aber der Kommissär, der sich im Hintergrunde gehalten hat, schießt hervor und nimmt die Matrize. Der Staat ist gerettet, er hat die Matrize für Guignols Steuern; die Mère Michel hat nur Siebe. Guignol bemerk't den Verlust; er wirft die Mère Michel zur Türe hinaus. Er will seine Matrize wieder haben; zu diesem Zweck holt er sich den Zauberer Croque-mitaine; aber was der Staat in Händen hat, das nimmt ihm auch kein Zauberer mehr ab. Aber die Szene mit dem Croque-mitaine ist doch lustig. Guignol und er rennen sich manchmal die Köpfe aneinander an, be-

wirken sich dann mit dem erstauntesten Erstaunen von der Welt, tanzen dann eins miteinander und der Zauberer verschwindet. Guignol ist allein, nur eine Matte ist noch bei ihm. Die will er beim wenigstens fangen, aber darüber fällt der Vorhang.

Guignol ist ein vollendet Spieler. Er hant vor allen Dingen mit einer Geschicklichkeit, die fast nicht von dieser Welt ist. Es gibt keine Hand- und Toeschlagsmöglichkeit, die er nicht anwendet, und immer erfindet er etwas Neues. Er ist unerschöpflich in seinen Einfällen; es ist eine Lust, ihn hauen zu sehen. Man erkennt dann, daß das Hauen auch eine Kunst ist, die ebenso Anerkennung verdient wie jede andere. Man sieht aber auch, welche Fülle von Lustigkeit und Lebenslust im Hauen steckt. Man möchte gern noch 'mal Bub' sein, wenn man Guignol sieht. Schade, daß man dann nicht dürfte, was er darf. Ich glaube, das ist sein Haupttreiz, daß er darf, was wir nicht dürfen, und daß er das hat, was wir alle nicht hatten: das volle, richtige Ausstoben. O Guignol — o, wieder ein böser Bub' sein dürfen!

* * *

Guignol hat in seinem Theater eine Menge Kollegen und Kolleginnen. Wie sie mit einander leben, weiß ich nicht. Die Damen der Truppe sind übrigens meist alt. Die jüngste ist Colombine wohl. Auch die schönste. Sie geht in Nokko mit gepudertem Haar. Auch hat sie eine Frimoline an. Sie ist sehr züchtig — d. h. äußerlich. Man kann aber die Menschen nicht immer nach ihrem äußeren Schein beurteilen.

Die älteste und böseste Dame der Gesellschaft ist die Mère Grognes. Sie ist ein Kleibweib. Sie ist häßlich wie alle bösen Frauen, die viel ihre Männer schimpfen. Sie ist noch schlimmer als die Mère Michel, die mehr die Genugtum hat, die auch höchst genug sein kann.

Unter den Männern ragt der Zauberer Croquemitaine hervor, der zugleich ein Spitzbüble ist. Nicht immer, aber manchmal. Dann ist der Vère Lustauer, der gerne seinen Spott mit der Welt treibt. Besonders die Mère Michel hat er sich aufs Korn genommen, und besonders, wenn sie ihre Kräze sucht, was fast immer der Fall ist. Und dann ist da noch der heilige Antonius von Padua. Der Heilige verzehrt gewiß den Spott, den Guignol mit ihm treibt. Denn Guignols Spott ist ja eine Prüfung mehr für den Heiligen. Guignol zieht ihn an seinem Strick. Er hat sogar ein Liedchen dazu gemacht. Das singen die Kinder mit ihm. „Ziehen wir ihn an seinem Strick . . .“ und immer und immer wieder verlangen's die garstigen kleinen und singen es mit. Ich hebe die Hände zum Himmel. Gnade Dir der jüngste Tag — Guignol!

* * *

Ende des achtzehnten Jahrhunderts geboren, hat sich Guignol doch jung gehalten, über die Not der Zeiten und ihre Länge hinaus. Aber das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wird er, wenn es so weiter geht, nicht mehr erleben. Er wird Hungers sterben. Die Zeiten sind ihm nicht günstig. Auch die kleine Welt verlangt schon Prunk und Reichtum. Ein vornehm ausgestattetes Theater, darin man sich zeigen kann. Kronleuchter und gemalte Wände, gepolsterte Sitze und elektrische Scheinwerfer. Die grünen Kronen der Kaslanten, die glitzernde Sonne, die zitternde, vom Blitzenduft erfüllte Luft, der Vogelflug und der Gesang der Amseln, der hohe Himmel und die strahlende Blüte seiner Wölbung — das genügt dem kleinen Volk nicht mehr. Das ist nicht reich genug. Zu andrem steht der Sinn des Reichtums. Dem muss Guignol unterliegen. Was der Geist lebendig erhalten, das tritt der Mann von unter seine plumpen Patschflüsse. Aber darin ist Guignol auch in seinem Sterben — ein Beispiel des Geschichtsgeistes, eine Inkarnation. Als solcher fällt er der Entwicklung zum Opfer. Stirbt er, so stirbt er in Ehren und Ehren; bezeichnend ist sein Tod und mahnend, wenn er auch nur eine Puppe ist. Denn er ist doch mehr als eine Puppe . . .

Erlösungsrufe.

Von Hans Fuchs.

Winternacht war längst vorüber und alle alten Feuer und Wogen war das Leben erstorben. Ein großes Schweigen in eine wundersame Ruhe hatten sich über die Welt gebreitet. Wolken zogen langsam am Himmel hin und nur selten ließen sie durch ihre dichten Schleier einen Strahl von dem Schimmer der Sterne und von dem Licht des Mondes zur Erde gelangen.

Auf dem einsamen Wege, welcher aus der Heide zur Stadt führt, schritt ein einsamer Mann. Er war weit über Land gewesen und noch länger als eine Stunde musste er gehen, bis er die Stadt nähern sollte erreicht hatte.

Von der Stadt war noch nichts zu sehen als hinten am Horizont ein heller Lichtschein. Auf den Straßen der Stadt, in den Höfen dernummerrastenden Fabriken brennen tausend Lampen und Flammen aller Arten, und weit in's Land hinein leuchtet ihr Schein — ein lockendes, anzuhaltendes, summendes Licht — ein Licht, das manche arme Seele angezogen haben mag, ein Licht, das manchem jugendlichen, lebensfrohen Falter die Flügel versengte.

Von den Geräuschen der Stadt, von ihren tausend Stimmen, die niemals ganz verstummen, war noch nichts zu hören.

Weiter und immer weiter ging der Wanderer, ohne zu rasten. Gleichmäßig und fest war sein Schritt, aufrecht und stolz seine Gestalt.

Gedächtnis tauchten am Horizont die Umrisse von Kuppen und Thermen auf, und endlos dehnten sich nach beiden Seiten die seltsam gebrochenen Linien des dunklen Hänsermeeres.

Der Wanderer war bei einem Kreuzwege angekommen, den eine uralte Linde mit ihren breiten Ästen beschattete. Er blieb, an den mächtigen Stamm gelehnt, einen Augenblick stehen, um das Bild der aus Macht und Dunkel aufgetauchten Stadt zu betrachten. Ganz links erhob sich die gewaltige Steinmosse des Domes, dessen ungeheure Türen alle anderen Bauwerke der Stadt überragten. Sogar die Schlosstürme waren niedriger, obwohl das Schloss ganz rechts auf einem Basaltfelsen lag, der in Urzeiten eine gewaltige Kraft in diese Ebene geworfen haben mochte.

Der Wanderer stand, seinen derben Stock nachlässig in der Hand haltend, unter der Linde und seine Blicke schweiften von dem Dome zum Schloß und von dem Schloß wieder zum Dome. Es war als ob nur diese beiden Gebäude ihn fesselten, die Stadt und ihre zahllosen Fabriksschornsteine streifte er kaum mit einem Blick.

Während er so schauend und summend stand, schwamm ein pfeifender, langgezogener, klagender Ton durch das nächtliche Schweigen. Ein zweiter folgte und noch einer und immer noch ein anderer. Es klang wie das Schmerzensgestöhnu eines wundwunden Tieres, wie der Schausuchtsruß einer armen Seele, wie der Erlösungsruf einer in tausend Banden gefesselten Kreatur.

Mit geschlossenen Augen lauschte der Wanderer dem Pfeifen und dem Kluge der Nebelhörner, die den vielen Tausenden von Arbeitern anzeigen, daß die müde Hand nun eine Stunde ruhen darf, daß sie jetzt eine halbe Stunde Mensch sein dürfen.

Der Wanderer hatte sich auf die rohe Bank gesetzt, welche die Bauern des nächsten Dorfes vor Zeit unter dem alten schönen Banne angebracht hatten. Er stützte den Kopf in die Hand und sah, vor seinem inneren Auge erschienen die endlosen Fabrikräume mit ihren pfannenden, summenden Maschinen, mit den rastlosen Menschen, die Tag für Tag, Stunde für Stunde, fast wie ein Teil ihrer Maschinen, dieselben mühsamen oder leichten, aber durch ihre ewige Gleichheit geisttötenden Griffe machen; mit diesen Menschen, die nicht Hause und Heim kennen können, die nur der Arbeit leben, die ausgeschlossen sind von

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 21

gute den Innenentell der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro eingesetzte Nonpareille-Zelle oder deren Raum A. 1,50.

1904

Echt silberne

Montoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Metallstempel, 2 echte Goldstücke, Emaille-Gitterblatt, Wk. 10,50. Diezelbe mit 2 echten Silbernen Kapselfen, 10 Rubis Wk. 18. Schlechte Ware führe ich nicht. Weine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher seines 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentnahmung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bezahlungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle vorher Uhren, Ketten und Geldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. En gros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Prima-Pflaumenmus.

1 Postleiner A. 2,-
1 Emailester, netto 25 Z. 4,50
1 Käbel von 80 bis 70 Z. pro Z. 14
ab hier gegen Nachnahme.
J. A. Schultze, Magdeburg 8.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unter Oriental-Kräuter, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900, Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 80 Pfund Gewicht, garantiert unschädlich. Streng reell - kein Schnabel. Viele Dankschreiben. Preis: Karton A. 2. Postanwendung o. Nachnahme mit Gebrauchsanweisung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königgrätzer Straße 78.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig! Haben Sie Bedarf in Fahrrädern u. Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltig Auswahl bei allerbilligst. Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 122.

Fahrradversandhaus
G.F. Schmidt, Hamburg 22

Wichtigste Bezugsquelle für neue Räder, Ersatz- und Zubehörteile. Verlangen Sie Preisliste! Mitglied d. Arbeiter-Fahrrader-Bundes.

Gummiwaren
Krankenpf.-Artikel. Weltversand.
H. Unger, Berlin N. Friedrichstrasse 181 O.

Katalog gratis.

Direkt aus Gera!
Damen und Herren-
Kleiderstoffe!!

vers. jedes Mass zu Fabrikpreisen.
Franz-Lorenz, Gera R. IV.
Mindestens franko gegen franko Retoursendung.

Deutsch. erstklass. Roland-Fahrräder auf Wunsch auf Teillzahlung.
Anzahl. 25-50 Mk.
Abzahl. 8-15 Mk.
monatl. Zegn.
Barzahlung
Hef. Fahrer
v. 70 Mk. an
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Köln 266

F. W. A. Meyer, Hamburg 25.



„Salem Aleikum“

Wort u. Bild, besondere Form und Wortlaut dieser Annonce sind gesetzlich geschützt.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

Elektrische Taschenlampen.
Sortie I Stück. 1,00
do. II " 1,50
do. III m. Scheinwerfer Stück. 2,00
Kravattennadel mit elektrisch. Beleuchtg. Stück. 1,75
Elektr. Leuchtstäbe Stück. 3,00 u.
5,00. Ersatzteile billigst. Porto extra.
Katalog über elektr. Artikel, Uhren,
Goldwaren etc. gratis und franko.
Hugo Pincus, Hannover 81.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

**GROSSE
Betten**
BETTSTELLEN
12 MARK

(Oberbett, Unterbett, Kissen und Pföhle) mit garantiert neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung A. 15 u. 20, bezgl. zweisätzlich A. 18, 22, 28%. Holzbettstelle abziehbar mit Matratze und Kissen, einschläfig A. 20, zweisätzlich A. 25. Verkauf bei freier Verp. geg. Nachnahme. Umtausch oder Rücksendung gestattet.
Ungarische Bettfedern- und Bett-Fabrik in Hamburg N.3. Preisliste frei! Rohr. Nachbestellung.

La FAHRRADER v. 70 M. an. Laufmantel 81. Luftschläuche 32. Beste NAHMASCHINEN u. WASCHMASCHINEN 23 M. Probesendung. W. Störlig, BLANKENHAIN / Th.

Direkt von der Fabrik.

,Lyra‘-Räder
(Modell 1904)
sind anerkannt die besten u. billigsten.
Volle Garantie.

Probesendung bereitwilligst.
Starke Tourenmaschinen

Stärkende Halbrenner v. M. 62 50
Pneumatiks mit Garantie.

Laufdecken A. 5, prima 6,25. Luftsäckchen m. Ventil A. 3,25, prima 3,50.

Pneumatiks ohne Garantie.

Laufdecken A. 4,25. Luftsäckchen A. 2,75.

Vertreter gesucht. Preisliste gratis.

Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

D. M. G. M. 190653.

Gummisternsch., gesch. Kunststoff, Is. Messingpl., 40 echte, kräft. Kling. Octavst. 3. Spiel. v. Lieb. Tanz. Märch. Zodi. c. f. geleg. mögl. Kunden. Trifl. Kamerton. Eig. Fabrik. bah. n. A. 2 frei i. Haus. Tasche bereit versandt. J. St. Cat. mit 200 Abb. üb. a. Wiss. Inst. gr. u. fr. Franz E. Glass. Untersachsenberg 1. S. No. 8.

Flotter Schnurrbart!

Vollbart!

Erfolg garantiert.

Freiwillige Dankeschreib.

liegen hunderte bei.

a Dose A. 1 und A. 2 nebst

Gebr. Garantieanweisung u.

Garantieschein pr. Nach-

nahme oder Elusensendung

des Betrages (auch in Briefmarken).

F. W. A. Meyer, Hamburg 25.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

Salem Aleikum' Cigarette.

Garantiert natürliche türkische Handarbeit. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität, nicht Confektion bezahlen.

Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an:

Nr. 3 kostet 3 Z., Nr. 4: 4 Z., Nr. 5: 5 Z., Nr. 6: 6 Z.,

Nr. 8: 8 Z., Nr. 10: 10 Z. pro Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“,

Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.

Über siebenhundert Arbeiter!

Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück	8 Pf. Cigarren	2,-	2,20	2,40 Mk.
5	"	2,60	2,80	"
4	"	3,40	3,60	3,80
6	"	4,20	4,50	4,80
8	"	5,40	5,60	5,80
10	"	6,50	7,-	7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthalt.

10 verschiedene Sorten von je 10 Stück.

nach beliebiger Wahl, stehen zu 100.

Carl Streubel, Cigarrenfabrik,

Dresden-A. Wettinerstr. 13/14.

Der neueste illustrierte Preiscurrent wird

Jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Gratis.

und franko versenden wir unsere reich illustrierten Preislisten über alle Arten chirurgischer, sanitärer und Bandagen-Artikel. Josef Maas & Co. Berlin 120, Oranienstr. 10.

Hienfong-Essenz

für Wieberverläufer 1 Dbd. A. 2,50.

30 Flaschen kostentrot überall hin. A. 7.

Laboratorium P. Seifert

Oltersbach No. 10 b. Waldenburg (Schles.)

Bestes und billigstes

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co. Radebeul-Dresden

erzeugt ein zarter, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weisse sammetweiche Haut, blaudenschöne Teint u. benötigt Sommer-sprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten. A. Stück. 50 Pf. in allen Apotheken, Drogen-, Parfüm- und Seifen-Geschäften.

M. Wolff's Nähmaschinen, BERLIN 0. 02, Holzmarktstrasse 60

48 Mk.

sind anerkannt die besten. Die hochartige Familien-Nähmaschine für Damenschneiderei und Haushalt mit allen Neuerungen der Jetzzeit, sehr elegant, ruhig und leicht gehend, mit Fußbetrieb und Verschlussschalen, versende für nur 48 Mark. 80-tägige Probezeit und 6-jährige schriftliche Garantie. Alle Arten Ringschiffchen, Schneider- und Schuhmacher-Maschinen. Nicht gefallende Maschinen nehme ohne weiteres auf meine Kosten zurück. Prospekt und Anerkennungen kostenlos und frei.

Wasch- u. Wringmaschinen, Wisschemangeln,

Täglich einfahrende Nachbestellungen, z. B.:

Unterz. bestellt hiermit eine hochartige „B“-Maschine z. Preise von 48 Mk., wie schon früher drei Stück gehabt, mit denen die Empfänger sehr zufrieden sind.

Baumgarten, Lehrer.

Auszug aus der Preisliste, jedes Quantum genügt zur Herstellung von 2 1/2 bis 3 Ltr. Likör.

Wulf's Original-Essenz für:

6. à la Benediktiner . 90 Pf.

10. à la Chartreuse . 75

16. Cognac fein fein . 150

29. Kräuter-Magenbitt . 75

31. Kümmel-Likör . 75

37. Pfefferminz-Likör . 60

41. Rum-Jamalika hochf. 125

45. Stomdorfer Bitter . 75

Sortiment No. 1 Mk. 7,25 Pf.

5. Aromatische . . 90 Pf.

6. à la Benediktiner . 90

10. Cognac fein fein . 150

10. à la Chartreuse . 75

31. Kümmel-Likör . 75

44. Steinhaeger . . 75

46. Vanille-Likör . 75

Sortiment No. 2 Mk. 6,30 Pf.

franko inkl. Verpackung. Jede Sorte wird auch einz. abgegeben.

Kauf von WULF's Original-Likör-Essenzen

einfachstes Verfahren, sofort fertig, kein Filtern, Ziehenlassen, od. Destillieren.

Preisliste und Recepte gratis und franko.

Lohnender Artikel für Wiederverkäufer solche werden überall gesucht.

C. W. Wulf, Radebeul

b. Dresden No. 6.

Fabrikmarken

30 Tage zur Probe

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser

Silberstahl-Rasiermesser No. 30,

fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etui

pro Stück A. 1,50 unter fünfjähriger



Gold- u. Silberwaren

Wecker-Uhren u. Absteller v. M. 1,00 ab
Nick-Nom.-Uhr „St. Warky“ K. 3,20
Echt alts. Romet-Uhren v. M. 0,90
Echt alts. Damen-Uhren v. M. 0,75 ab
Echt gold. Damenhalsketten
mit Schieber, 10 cm lang v. M. 10,00
Versand gegen Nachnahme oder vor-
herige Entsendung d. Betrages. Risiko aus-
geschl., dabei Nichtgetaft. Goldretour.

Uhren aller Art

Julius Busse

Berlin O. 10, Grunstr. 8, SK.
Reich illust. Katalog über
alle Arten v. Uhren, Ketten,
Gold-, Silber-, Nickel- u.
Bronzewaren, optischen
Instrument, photograph.
Apparaten, Musikwerken,
Leder- und Stahlwaren,
Uhren-Fournitures und
Werkezeug gratis u. franko.

Optische Artikel

Zeh goldene Ringe v. M. 1,20 ab
Kaffeserv., vernickl., teil. v. M. 3,20
Tafelaufsätze, versilbert v. M. 2,40
Photographie-Albums v. M. 1,00
Musik-Instrumente m. Platt. v. M. 9,00
Operngitarre mit Etui v. M. 3,50
Wirklich billige u. anerkannt reelle
Bezugssquelle für Wiederverkäufer,
Uhrmacher und Händler.

Photogr. Apparate

Lebenskraft und Lebensfreude!

Nachdruck dieser
Anzeige verboten!

Wo ein ganzer Mann erscheint, klaren Auges, festen Schrittes und zielbewusster Haltung, da wenden sich nach ihm in Neid und Bewunderung die Blicke derer, die sich geistig oder körperlich als Schwächlinge fühlen. Umsonst versuchen diese es, sich aufzuraffen; der Wille ist da, aber die Nervenkraft versagt; ihr Vorrat an Lebensenergie ist erschöpft, verbraucht im Kampf ums Dasein.

Der Mensch soll aber nicht schwach sein! Er soll nichts unversucht lassen, um seine frühere Stärke wiederzugewinnen! Es ist seine Pflicht, immer wieder und immer wieder zu versuchen! Er lasse die Hoffnung nicht sinken! Tausende, die verzweifelt und dem Untergange nahe waren, sind wieder gesunde, glückliche Menschen geworden und von diesen ein grosser Teil durch

Elektrizität!

Bei allen nervösen Schwächezuständen, bei Neuralgia, Rheumatismus, Muskelschmerzen, Rückenweh, nervöser Dyspepsie (Magenschwäche), Lähmungserscheinungen verschiedener Art, hat die Behandlung mit dem galvanischen Strom glänzende Erfolge aufzuweisen.

Diejenigen, welche willens sind, mit der Elektrizität einen Versuch zu machen, sollten sich unser illustriertes Buch kommen lassen, welches wir auf Verlangen gratis und franko durch die Post versenden.

Dieses Buch enthält eine Abhandlung über moderne Elektro-Therapie und gleichzeitig eine Beschreibung unseres Apparates „Elektro Vigor“.

Für Damen haben wir eine besondere Ausgabe.

Besuchern unserer Geschäftsräume wird jede Auskunft bereitwilligst kostenlos erteilt. — Falls Sie nicht selbst vorsprechen können, schreiben Sie uns, senden uns diese Anzeige ein, oder beziehen Sie sich auf diese Zeitung.

THE DR. MAC LAUGHLIN COMPANY

BERLIN NW. 58, Friedrichstr. 153a. HAMBURG 93, Grosser Burstah 2-4.

Hören!

Verlangen Sie meinen Katalog

gratis und
frank!

Sehen!

Dieser enthält grosse Auswahl in Messern, Sächerzeug, Waffen, Pfeilen, Zigarrenspitzen, Bürsten, Uhren, Ketten, Broschen, Musikinstrumenten, Alben, Portemonnaies, Operngläser, Kaiseräschchen, Kitchengeräte u. s. w.

Rasiermesser No. 920 wie Bild nur M. 1,40

Porto
20,-

ab

M. 6,-

ab

M. 1,40

ab

M. 1,4

Hans Thoma: Frau und Kind.

aus dem Schmaußert von Ernst Günther in Südtirol.



dem Lichte und der Freude der Welt, die mit heissem Begehrn und brennenden Augen in die fruchtstrohenden Gärten der Schübeit und des Glücks schauen, deren erzene Tore sich nicht öffnen wollen, als se zu sie ihnen ewig verschlossen . . .

Wirklich für ewig? Aber sollten sie nicht doch eines Tages ausspringen, daß die Gärten, die hinter ihnen liegen, für alle zugänglich sind, die nur einzutreten wollen . . . ? Und sollte dann . . . ?

Die halbe Stunde war um. Wieber gelstet die Pfeisen, wieder klangen die Nebelhörner durch die feste Nacht. Aber nun klingen sie noch schmerz-

licher, noch schmäler. Es war, als ob tausend Menschen ihre Sehnsucht und ihr Verlangen nach Erlösung, nach Glück, nach Sonnenschein und Liebe in diese Ebne gebannt hätten.

Die Mufe verlaugen und der Wanderer stand auf. Die Wolken waren verschwunden und das volle Licht des Mondes überflutete Stadt und Land, brachte die Kreuze auf dem Dome, die goldenen Löwen und Greife auf dem Schlosse zum Glänzen und Funken und brach sich in den Tränen, die über des Wanderers Wangen rollten.

Er stand, schaute auf die Stadt, deren Schlo-

rennen; auf die Stadt, deren Maschinen am wieder summen und psauhen, und er breite seine Arme aus, als wollte er die schmückigen Hörner, die armen, nach Erlösung schreitenden Menschen lebend umfassen.

Welt die Arme ausbreitend, stand er unbewußt wie ein Bild aus Erz und Stein; nur seine Augen ballten sich. Wer ihn so sah, der hätte gewußt, daß er dem Dome drohte, der ganz fern von dem Lärm der Fabriken lag, und dem stolzen Schlosse, das sich trostig auf dem Felsen erhob. . . .

Nachtwächter Duschek.

Skizze von A. F. Krause.

Deß übersonnt zog sich der breite, steinige Weg, der von der Kreisstadt nach dem nahen Peterwitz führte, in unregelmäßiger Steigung den Windmühlenberg hinauf. Zu beiden Seiten ließen bald schmalere, bald breitere Adlerstreifen rechts nach dem Nachbardorfe Lampersdorf, links zu der nach Peterwitz führenden Fahrstraße hinüber. Die Korn- und Gerstenfelder waren schon abgemäht, der reife, gelbe Weizen harzte des ersten Sensenschrittes; nur der Hafer war stellenweise noch ganz grün. Auf den Feldern aber, die in fruchtbaren Niederungen lagen, wurden auch seine Blätter schon gelb. Wie grüne Vorten lagen zwischen den gelben Getreide- oder Stoppelfeldern die Kartoffel- und Milbenäcker. Sie waren oft so schmal, daß sich nur zwei lange Furchen von einem Ende zum anderen zogen.

Schwille, glühende Augustluft brütete über der Erde, es regte sich kein Blattchen. Die Sträucher am Wege standen still, als wären sie aus Bronze gegossen. Die Sonne hing in feinen Dunstschleiern, die ihren Strahlenglanz dämpften und ihrem Lichte einen leichten, rötlichen Schimmer gaben, daß alles noch milder und wärter aussah als ohnedies schon. Fast nirgends war ein Mensch zu sehen; nur einzelne Kinder laufen auf den Stoppelfeldern die spärlichen Lehren auf, die nach der sorgsamen Nachsicht der Witte noch übrig geblieben waren.

Auf einem Stein, der an der Wegteilung lag — rechts führte ein breiter Fußstieg nach Lampersdorf hinüber —, hockte ein buckliges Männchen. Eine große schwarze Ledertasche, der man die amtliche Bestimmung schon auf zehn Schritt Entfernung ansah, lag neben ihm im Grase. Die dünnen, welken Hände, die ganz mit großen, gelben Flecken übersät waren, stützten sich fest auf einen alten Stock, an dem hier und da die Rinde abgeschabt war; die Kluze lag auf den spitzen Knien und bedeckte halb ein in ein sauberes, einstmals rot gewesenes Baumwollentuch eingeschlagenes Bündel; den Kopf, der immerwährend nach vorn neigte, wie bei einem halb eingeschlafenen Menschen, bedeckte wirres, schweißiges Haar; die rotgeränderten Augen sahen zwischen den Armen durch auf den staubigen Weg; die schmalen, eingeknickten Lippen und das spitze, hervorragende Kinn starnten von grauen, scharfen Borsten.

"Guda Murg'n, Vater Duschek; 's will will gor nich mehr giehn mit a ahla Wemm?"

Knipper Paul war es, der den alten Mann grüßte. Er ging nach der Stadt, um seine Arbeit, die er in ein graues Leinentuch eingeschlagen auf dem Rücken trug, beim Ausgeber abzuliefern. Er war Weber, wie fast alle Einwohner von Peterwitz.

"Schien Dank! Schien Dank!" nickte der Alte. "Ju, ju, ju, ma kann nich mehr a su, wie man will gerne welle! Die Kuncha sein schunt zu mursch; 's will partnich nich mehr giehn! Man is teen nischte mehr nitze uff d'r Welt!"

Wie zur Bestätigung des Gesagten nickte sein Kopf bei jedem dritten Worte noch stärker als bisher.

"Wie gitt's d'n am Karle? Kann a bahle wieder uhf?"

"Ah jemine, jemine, mit dam will's gor nich mehr warn. A leit duh schunt ei die neinte Wuche. Das is a Hammer und a Elend derheeme; du meine Gitte, nee, nee, nee!"

"Ma, 's werd schunt wieder warn, Vater Duschek. Schunt gutt heem und grist a Karle! A sohl macha, daß a wieder uhf schunt!"

"Schien Dank! Schien Dank!"

Knipper ging weiter. Duschek blieb noch eine Weile sitzen, nur immer vor sich hinblickend. Dann setzte er die Mütze auf, richtete sich langsam am Stocke empor, hing die Ledertasche um und ging weiter, nach einigen Schritten immer wieder stehen bleibend, um tief Atem zu holen.

Die Luft wurde immer schwüler und drückender. Im Silden sammelten sich einige Wolken von staubgrauer Farbe. Man konnte sie kaum von dem weißlich-blauen Himmel, der wie mit einer feinen Staubschicht überzogen aussah, unterscheiden; aber es war, als bröckten sie wie flüssiges Blei auf die Luft, sie fest zusammenpressend, daß die Brust kaum atmen könnte. Jünger wieder fuhr sich der alte Mann mit seinem roten, baumwollenen Taschentuch über die schwitztriefende Stirn und die nassen Haare, die in feuchten Strähnen an den Schläfen klebten. Wirre, zusammenhanglose Worte quollten zwischen den zahlosen Kinnladen hervor. Als er auf dem Berge stand — links reckte die Windmühle ihre schwarzen Arme träge in die Luft — blieb er stehen und hob den Kopf. Vor ihm lag das Dorf inmitten vollbelaubter Bäume, mit seinen roten Ziegel- und schwarzen Strohdächern in grüne Kissen eingebettet. Sein Auge blieb an einer halb zerfallenen Hütte am anderen Ende des Dorfes hängen. Wie abwesend starnte der Greis hinüber. Ein krampfhafte Bittern ließ über die welten Backen, und in die Augen traten langsam zwei große, klare Tränen. Sie hingen eine Weile an den schneeweissen Wimpern und fielen dann zu seinen Füßen in den Staub, der sie gierig einsog. Ein ferner Peitschenknall brachte den Starrenden wieder zu sich. Langsam, mit tiefgebengtem Rücken ging er weiter. —

Der Neumann-Schulze war vom Felde heimgesommen. Ghe er in die blitzaubere, mit Sand bestreute Stube trat, zog er ein Paar große Filzpantoffeln über die staubigen Füße. Dann setzte er sich auf die Ofenbank, stopfte seine Pfeife und zündete sie mit einem Kienspan an. Mit tiefen Augen sog er den Dampf des brennenden Tabaks ein.

Da klopste es. Langsam schlurte er zur Tür und öffnete. Als er den Gemeindeboten dort stehen sah, schob er seine Gestalt breit in die Öffnung, daß Duschek nicht eintreten könnte, und fragte langsam: "Na, hatt'r — hatt'r was, hä?"

Nach zwei Worten tat er einen tiefen Zug aus seiner Pfeife, öffnete den Deckel und sah nach, ob auch der Tabak brenne.

Duschek knunte eine Weile in der Ledertasche, richtete sich auf und meinte:

"Nee, nee, 's is wetter nischte nich als blusig ock das Kreissblatt. Briefe waru keene nich!"

"Stieh'n was drinne hinte?" fragte der Schulze.

Vor dem Nachtwächter gab er sich gern einen Schein von Wichtigkeit und Amtswürde; obgleich er von den amtlichen Besitzungen, die das Kreissblatt brachte, nichts verstand, und ohne die Hilfe des Lehrers, der zugleich Gemeindeschreiber war, nicht zurecht gekommen wäre. Nachdem er eine Weile verständnisvoll hinein gesehen, legte er das Blatt zusammen und fragte:

"Is fust' noch was?"

"Nee," meinte Duschek, "fust' is eige nischte nich!"

"Na, do is gütt, do schunt'r wieder giehn!"

Aber Duschek machte sich noch mit seiner Ledertasche etwas zu schaffen, man merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Der Schulze aber schien nichts zu ahnen; breitbeinig stand er in der Tür; die linke Hand steckte in der Hosentasche, die rechte hielt das Kreissblatt und die Pfeife. Mühigem, überleginem Gesicht sah er auf den am Boden in gebückter Stellung hantierenden Dorfboten. Nach einer Weile richtete sich Duschek auf. Die weißen Augenbrauen und Wimpern hoben sich jetzt sanft ab von dem braunen Rot, das sich über sein Gesicht gelegt hatte. Mühsam, halb stotternd, brachte er die Worte heraus:

"Ich . . . ich . . . ich willde Euch . . . willde Euch noch was soan, Schulze!"

"Was willt Ihr'n, hä? — hä?"

Der Schulze ließ das zweite, hä schon ärgerlich und drohend aus. Die Augenbrauen hatten sich gesenkt, die Stirne in Querfalten gelegt, die rechte Wange wurde stark eingezogen, die unrasierten Lippen und der untere Teil des Kinn's schoben sich spitz vor, die kleinen, sonst immer halb zusammengekniffenen Augen weiteten sich.

Der Nachtwächter wurde, als er die bösen Anzeichen sah, noch verlegen und erregter. Sein ohnedies schon kleine Gestalt sah noch mehr zusammen, daß der Buckel stärker herausstrat. Ein Gedanke, der plötzlich sein Hirn zu durchdrücken schien und die matten Augen unter den starken weißen Wimpern aufflammten ließ, gab ihm neuen Mut. Jünger noch von stockenden Pausen unterbrochen, doch schon sicherer, sagte er:

"Ich . . . ich willde Euch bitten, daß der mi . . . und daß der . . . 's is doch eignlich a biszla wing a su . . . a su . . . de Nacht blusig ock vierthalb Biehma,* gell ock!"

"Ich ha wersch zu gedacht, daß der werd ni eide batteln kummal. Wiss'r fust' nischte nich, hä?"

"Ju, satt ock, ich ha duh fust' wetter i nischte nich, aber doch reene gar nischte nich. Und wenn . . . ju, na, und ich ock blusig alleene wäre, do werd i . . . ju giehn mit a viertehalf Biehma, aber satt ock . . . is doch dr Karle och noch; a leit mi schunt ei . . . neinte Wuche; ju, satt ock! Ich ver meiner i and ju nischte nich; ich bin ju mit Kartusseln und Kossee och zufriede; aber dr Karle, satt ock do Karle, a leit schunt ei die neinte Wuche. Ihn wull a doch a biszla Fleisch krieg a und a Ge wull a . . . krieg a; ju, ju, satt ock. Und ver nischte nich, und viertehalf Biehma, wi langa die do hin, hä? Und weiter ha ich do nischte nich!"

Der Alte hatte sich ganz warm geredet. Die krumme Gestalt hatte sich immer mehr aufgerichtet; er war ganz nahe an den Schulzen herangegangen und hatte ihn beim Sprechen immerwährend mit den lebendig und glühend gewordenen Augen angestrahlt. Der Schulze hatte sich in Positur geworfen und seine abweisendste und kälteste Miene aufgestellt.

* Viertehalf Biehma = fünfunddreißig Pfennige.

Es schien ihm ein großes Vergnügen zu sein, den angelebten Herrscher zu spielen, der mit einer Handbewegung den Bettler von seiner Tür jagen kann. Man sah es an den erregt zwinkenden Augen, die hinter den Läden wie kleine Kugeln hin und her rollten. Neuerlich aber bewahrte er das hoheitvolle Gesicht, das ganz das Bewußtsein seiner Würde wiederstrahlte.

„Gell ock, ihr werd mir an Blehma oder andert halbe zulähn, gell ock; dr Wächter ei Lampersch-duri frigt ju och fünfthalbe!“

Die Stimme des Alten klang bittend und beständig, das hörte der Schulze gar wohl. Er wendete sich an der unverlässigen Gebärde des andern und stieß dann sein „nee“ heraus, das eben so breit und schwerfällig klang, wie er selbst war.

Es war, als hätte den alten Mann ein Schlag auf den Kopf getroffen. Er zuckte beim Klang dieses Wortes zusammen und kroch noch mehr in sich hinein. Dann raffte er sich noch einmal auf und stotterte immer stärker, wie in höchster Angst, mit dem Kopf nieder und mit dem Stock auf die Steinplastier des Hausschlurs aufstoßend: „Nu fatt ock, Schulze, nu fatt amol an . . .“

Er kam aber nicht weiter. Das Gemeindeoberhaupt brüllte ihn an: „Nee! ha ich gesoat; hot ersch nich gehirrt, hä? Das wär mer a su was. Wenn ich amol nee gesoat ha, dann ha ich nee gesoat, hat er mich verstanden, hä? Das wär mer a su. Ihr hat zu fulga, juste klin ber Euch als Wächter nich mehr gebraucha. Die Gemeene find' och nich's Geld uff der Stroße, und vierteholz Viehma sein gemüte ver das bishla Wacha. Wenn ich verhungeru willt, do mißt er überst arbta.* Ich muß och arbta. Hott'r nich verstanden, hä?“

„Arbta wessd ich wuss . . .“

„Halt ock mi's Maul! Ich has'u mi soat!“** Damit warf der Schulze die Tür hinter sich zu und ließ den Alten stehen. Der blickte sich langsam, nahm die Mühe auf, die ihm vor Schreck aus den Händen gefallen war, hing sich die Ledertasche um und schurte langsam Schritte hinaus. Man merkte mir an seinem schwankenden Gang, was in ihm vorging.

Au Ende des Orts, dort, wo von der Dorfstraße, die nach Kleinpeterwitz weiterführt, die Straße nach Friedersdorf abzweigt, lag eine alte, halb zerfallene, mit Stroh bedeckte Hütte. Die Tür, die mit einem herzförmigen Guckloch versehen war, führte in das wenig geräumige Innere. Der Hausschlur hatte nur Lehmboden, der schon an vielen Stellen brüllig war. Eine niedrige, schmale Tür führte rechts in den Ziegelstall, der freilich schon längst nicht mehr seiner ehemaligen Bestimmung diente, und jetzt als Aufbewahrungsort für das im Wald gesammelte Holz und Steifig gebracht wurde. Wenn man links die kleine Polstertür öffnete, deren Leinwandüberzug auch schon sehr schadhaft war, kam man in die niedrige, mit einer Balkendecke versehene Stube. Hier war's in den Ecken sehr dunkel, durch die beiden kleinen Fenster kam nur wenig Licht hinein. Au dem einen stand ein Webstuhl, durch das andere fielen die Sonnenstrahlen in breiten, schrägen Streifen auf einen wässrigen Tisch, auf dem noch einige Schalen von gesuchten Kartoffeln lagen.

Draußen im Hausschlur hörte man müde, schlürfende Schritte. Es stieß jemand an die Tür und tastete mit zitternden Händen nach der Klinke, dabei schlug ein Stock gegen das Türfutter. Der alte Duschel trat herein, warf die Ledertasche auf die Bank des Webstuhles und setzte sich selbst mit einem Seufzer auf einen Bretterstuhl am Tische. Eine Weile starnte er vor sich hin, dann richtete er sich auf und rief: „Karle!“ Nach einer Weile noch einmal: „Karle! — Karle, schlafste, hä?“ Durch die zittrige Stimme des alten Mannes klang ein Ton besorgter Liebe. Hinter dem Stubenofen bildete ein Stück Mauererhöhung den Backofen, der vom Hausschlur aus geheizt werden konnte. Hier regte sich jetzt etwas, und eine schwache Männer-

stimme fragte, vom Husten unterbrochen: „Vater, seid ihr'sch, hä?“

„In, in, met Siehnsa, blei ock illegal!“

Der Alte stand auf und tappte zum Ofen. Er stieg auf einen Stuhl und setzte sich auf den Backofen neben den in blume Federbetten eingewickelten Kraulen. „Wie geht versch deun, met Siehnsa, hä! Lust deun die Brust tunner noch a su wieh? Was macht du der Knuz,* hä?“

„'s geht in.“

„Vater?“ fragte der Kraule nach einer Weile, „Vater, hatt er mit'n Neumann-Schulzen gesprocha?“

„In, in!“

„Was meent ern, hä?“

Der Kraule richtete sich auf, stützte den Kopf in die linke Hand und sah den Alten an.

„Ich versch will kriegal Ersch will'd'a nischte nich davon wissa; dann aber meent'er, a nischte irsch etui Gemeeneroote froli. Aber die wern merch will gahn, meent'a, die wern merch will gahn, well doch und Du versch schunt a su lange kraul. Ich ha versch in gleich gesoat, der Neumann-Schulze is gar nich a su. Die Leute reda blutig immer a su viel Brieses von 'uem!“

Der Alte hatte sich warm geredet an seiner Zunge.

„Nee, nee, nee! Das hätt' ich doch nich gedacht von 'uem. A su gut! Nee, nee Ihr Leute!“

„Gell ock, gell! Ich ha versch in gleich gesoat!“

„Vater? Wann werd Ihrsch d'n kriega?“

„Ich denke murne; hinte han se Sitzung.“

„Gott sei Lob und Dank!“

Der alte Duschel hielt's nicht mehr aus, er kroch von seinem hohen Sitz herunter — es machte ihm fast noch mehr Mühe, wie das Heraufsteigen — und wollte in den Stall gehen, um Holz zu spalten. Da er hinaus glug, fragte der Kraule:

„Vater? War a irsch siehre biese?“

„Nee . . . mi a wing! Als ich 'm aber joste, daß de doch schunt a su lange kraul leist, meent 'r, a willde amol fahn, ob sich's macha biese!“

„Nee, nee, nee! A su a Mahn!“

Duschel hakte mit still verbissener Wut das dritte, unscheinbare im Wald zusammen gesuchte Steifigholz. Was sollte nun werden? Die fünfunddreißig Pfennige, die er für seine Nachtwache bekam, waren sein ganzer Verdienst. Früher, als der Karl noch nicht krank war, hatte der mit der Weberei das Nötige dazu verdient. Aber jetzt! Er selbst konnte nicht mehr weben, er hielt's nicht mehr aus, die Arme waren schon zu schwach und zu mürbe. Gut essen musste der Karl, sonst konnte er überhaupt nicht mehr gesund werden. Wo sollte es aber kommen, woher denn in aller Welt? Der einzige Weg war noch gewesen, den Schulzen um eine Erhöhung des Wächtergehaltes zu bitten. Damit war's nun auch nichts. Was aber nun? Es wurde ihm ganz heiß bei dem Gedanken. Die Art slog in eine Ecke, und wild fuhr er sich mit der einen Hand in die Haare. Was denn nun? Der Karl durfte den wahren Ausgang gar nicht erfahren, wenigstens jetzt nicht. Später! Der hätte sich ja zu Tode gesorgt und gegrämt. Der hätte es fertig gekriegt, er wäre aufgestanden, hätte sich an den Webstuhl gesetzt und gearbeitet, bis er umgefallen wäre. Das hätte er getan, er war ja, der Karl. Das durfte nicht sein, das durfte nicht sein, um keinen Preis; er durfte nichts erfahren. Aber würde er's nicht bald merken? Wo sollte denn das Geld herkommen, das zum Leben nötig war? Betteln? Nein! Der alte Duschel verhungerte lieber mit seinem Sohn, aber betteln ging er nicht.

Er setzte sich auf den Hackelstock, stützte die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf in die Hände.

So saß er lange Zeit. —

Es war Abend geworden. Der alte Duschel hatte für seinen Sohn das Abendbrot zurecht gemacht, eine Fleischbrühe und ein Ei darin. Für sich selbst hatte er nichts mehr; die Kartoffeln waren alle, und das bisschen Kaffee, das noch da war, wollte er sich für den nächsten Morgen aufheben, wenn er von der Wache heimkam; da tat Kaffee immer gut.

Dem Kranken schmeckte es heute; die gute Nachricht, die der Vater mit heimgebracht, hatte ihm Appetit gemacht.

„Vater? Werd ihr nich assa?“

„Ich ha schunt gegassa,“ erwiderte der Alte. Er war gerade am Ofen beschäftigt, und der Sohn konnte sein Gesicht nicht sehen.

„Vater? 's is ock gutt, daß ber nich mehr beim Auorreck-Bäcker burga braucha. De simstehalb Blehma wern nu wull langa, gell ock?“

„In, in!“

Nach einer Weile:

„Vater? Wenn ich wer wieder besser sein, do miß ber noch in Lehmann Franze die Kartoffeln bezohlu. 's is schunt seit Weinachtsa, daß bern's Geld schuldig seint!“

„In, in!“

Dem Alten traten die Tränen in die Augen; es war das erste Mal seit langer Zeit, daß Karl vom Besserwerden sprach.

Die Tage verrannten. Der alte Duschel pflegte seinen Sohn wie eine sorgsame Mutter. Karl mußte alle Tage sein Et und seine Milche haben. Viel aß ja der Kraule nicht; viel konnte ihm der Vater auch nicht bieten; und hätten ihm nicht manchmal freundliche Leute ein Et oder gar eine Taube oder ein Stück Mäulerfleisch für den Kraulen geschenkt, es hätten die fünfunddreißig Pfennige wohl nicht einmal für Karl gereicht. So aber langten sie. Er selbst aß freilich so gut wie nichts. Einige Kartoffeln nur, die der Kraule manchmal überbrückte, oder die im Wasser zu Brei zerlochten Moggendorner, die er aus den wenigen auf den Feldern aufgelesenen Nehren ausschöpfte, waren seine einzige Nahrung. Er hätte sich ja manchmal recht gut einen Topf voll Kartoffeln auf den Feldern stehlen können; niemand hätte es bemerkt, aber er tat's nicht. Lieber verhungerten! Der Bauerntrotz und die Bauernehrlöslichkeit seiner Vorfahren steckten ihm zu sehr im Blute.

Die Kräfte des Alten nahmen bei diesem Leben schnell ab. Aber noch immer schleppete er sich zu seinem Nachtwächterdienste; den durste er nicht versäumen. Was hätte da aus Karl werden sollen? Eines Morgens kam er ganz erschöpft nach Hause, er bekam jeden Augenblick Schwindsünderfälle und ein so starkes Ohrensausen, daß er nichts weiter hören konnte. Er legte sich noch etwas schlafen. Nach dem Frühstück — er hatte nur ein wenig bitteres, schwarzes Biorienwasser getrunken — ging er in den Stall, um das am vorigen Tage im Walde zusammengelesene Holz zu zerkleinern. Hunger hatte er eigentlich nicht, nur fühlte er in den Gliedern eine so eigenartliche Schwäche, er konnte kaum gehen, und der Rücken tat auch so weh. Es wollte nicht „slecken“. Da war es ihm, als tauchten vor ihm große, rote, flammende Sonnen auf, die sich wirbelnd im Kreise drehten; dann wurde es ihm schwarz vor den Augen. Es war ihm, als ob ein schwerer Balken sich von der Decke löste, mit starkem Getöse herabfiel, ihm gerade auf den Kopf. Er konnte sich nicht mehr halten, schlug zu Boden und verlor die Besinnung. Mit dem Kopfe fiel er gegen die scharfe Kante einer Holzkiste. Leise, aber unangefahrbam rann das Blut aus der tiefen Wunde auf den Boden und bildete bald eine große Lache.

Als der Vater mittags nicht heimkam, wurde Karl angst. Mit seiner schwachen Stimme begann er so stark zu rufen, daß der Husten ihn zu erstickten drohte, aber niemand hörte ihn. Mit unangefahrbamer Milche stand er auf, kleidete sich an und wandte, an allen Mauern und Ecken sich festhaltend, nach der Straße. Hier konnte er nicht mehr weiter, setzte sich auf einen Stein und wartete. Zum Glück kam die alte Haubergen bald vorüber, und der Kraule erzählte ihr seine Angst. Sie lief zum Nachbar, und der suchte mit seinen Kindern nach dem alten Duschel. Am Abend endlich fanden sie ihn im Stalle, er röchelte nur noch leise. Man brachte ihn nach der Stadt in das Kreiskrankenhaus. Doch schon am nächsten Tage starb er um die Mittagszeit, ohne noch einmal zur Besinnung zu kommen. —

* arbta = arbeiten. ** soat = satt.

Feuilleton.

hinaus! nur hinaus!

Wir lassen die Sorgen
Und ziehen das Haus
Und ziehen am Morgen
Zum Lenz hinaus, —
In blühende Fächer,
An den rauschenden Strom,
Zum singenden Walde,
Dem herrlichen Dom.

Auf rossendem Rade
Durchs maiende Land,
Auf blumigem Pfad
Zur felsigen Wand;
Zu Fuß und zu Wagen
Hinaus! nur hinaus!
Lacht hinter des Marktes,
Der Werkstatt Gebräus.

Die Lerchen, sie steigen
An Liedern empor
Und führen den Neigen
Im jubelndenchor.
Es laden die Fluren,
Die Felder, der Hain
Mit Sang und mit Glöckchen
Zur Wanderslust ein.

Es singen die Lüste,
Es jaucht in der Brust:
O wonnige Düste!
O Himmel! O Blust!
Wie herrlich zu folgen
Der göttlichen Spur!
Wie selig zu ruhen
Am Herz der Natur. —

Robert Seidel.

Fran mit Kind. Hans Thoma ist jetzt vierundsechzig Jahre alt. Er hat sein Lebenswerk hinter sich. Es liegt vor uns in bunter Mannigfaltigkeit: Porträts, Landschaften, Phantasien.

Wenn wir von deutscher Kunst ganz im speziellen reden, so meinen wir damit eine Art, wie sie sich in Dürer vor Jahrhunderten verkörperte. Eine ehrliche, feiste, liebvolle Art, die den Dingen nachgeht. Von diesem Wesen hat Thoma viel, und schon früh spürt man bei ihm dieses Festhalten an der eigenen, besonderen Art, die wohl sich ausbreitet, aber doch nur dessen sich bedient, daß ihm irgendwie wesensverwandt ist. Darum kann man Thoma nie den Vorwurf machen, daß er fremdes sich aneignet, um es zu bemühen, seinen Kreis mit fremden Mitteln zu erweitern. Seine Entwicklung ist ein stetes, gleiches Wachsen. Nie gibt es da Sprünge, nie schräge Dissonanzen. Wie er die Natur liebt, um deswillen er ist immer horchend und bewußt nachgeht, so war auch seine Entwicklung. Einmal Stilles, verschlossen-Ruhiges ist in ihm. Und so tragen alle seine Werke den Stempel langen Reifens. Er hat sie nicht genial hingeworfen und mit raffinierter Technik etwaige Schwächen verfüllt. Nein, ungeschminkt zeigt er sich, und seinen Gegnern macht er es leicht, er zeigt so deutlich und unberührt, wo seine zeichnerischen Grenzen sind, wo der Mangel seiner Farbengebung liegt. Und doch ist es töricht, ihm das vorrechnen zu wollen. Er ist, wie er geworden, ein festumrisssener Charakterkopf.

Eine Natur, wie die Hans Thoma, ist nicht dazu angetan, sich gewaltig in die Gegenwart hineinzupflanzen. Nicht Schwäche hält ihn ab. Das knottige, Unbeugsame fehlt auch ihm nicht. Aber eine untrügliche Ehrlichkeit vor sich selbst leitet ihn an, nicht das äußere Ansehen sich zu erzwingen, sondern nur dem einen zu folgen: sich wesengemäß zu entwideln. So gibt er dem Zuge seines Wesens nach, und diese Art wird im Alter zu einer tiefen, stillen Radikalität, mit der er den Lauf der Dinge bestätigt und auf sein Inneres horcht, wo allerlei Selbstthesen raunt und Bilder und Gestalten sich drängen. Das Leben wird ihm zu einem Rätsel und Märchen, und er ist froh, ab und zu diese Fäden auf einige Augenblicke entwirren zu können. Diese Stille ist in all seinen Bildern. Die mangelnde Monumentalität und schlafende Klarheit wird ersetzt durch ein zartes Andeuten seelischer Melodien, und die gemütvolle Innigkeit seiner Anschauung will

weiter nichts als hinweisen auf eine tiefere Bedeutung, die vielleicht irgendwo schlummert, auf dem Grunde der Dinge.

Thoma hütet sich, den Dingen eine allzu scharfe Kennt zu geben. Er läßt gerne die letzte Antwort unentschieden. In dieser Ungewolltheit, die zugibt, daß aller Dinge Ende noch nicht gekommen, sondern dem schwunden Geist die Welt noch immer gleich jung und erneuerungsfähig ist, steht er heimlich einzig da. Es ist eine tiefe, heimliche religiöse Ahnung und Scheu vor all dem in ihm, das lebt in der Brust sich regt, noch nicht stark genug ist, um reden zu können. Er liebt die einfache Freiheit, die so voller Bedeutung sein kann, und allen gelehrtamen Gram verschmäht er. Seine Wirkung ist darum nicht so aufdringlich. Seine Werke schließen sich gerne still ab und leben in sich. Sie suchen nicht durch Lärm der Farben, durch gewolltes Forcieren der Linien die Augen auf sich zu ziehen. Uebersicht man das ganze Lebenwerk dieses Mannes, so staunt man über die Fülle der Motive. Diese sind aber nie bis zum letzten Rest ausgebeutet. Sie streben nicht zur lauten Welt. Dieses künstliche, ungeschickte, im Grunde nur charakteristische und Wahre, ist Thomas Stile. In ihm kommen langvergessene Traditionen deutscher Malkunst wieder zur Veratigung. Er hat nichts von Haß und Uebereilung an sich. Er scheint immer abzuwarten und gerade zu befjorgen, daß Einfertigkeit den Zauber der unverhüllten Wahrheit töte. So dämmt er leise das Lauter zurück und läßt die Natur und die Dinge reden, in denen er eine geheimnisvolle Nachahmung ahnt. Wenige lauschen wie er auf dieses lautlose Wachsen, auf diesen immer wirkenden Werdegang. So verjammelt er um sich eine Welt, die ihm gehört, eine Welt, die nicht die emphatische Phrase und die bedeutend sein wollende Gestalt liebt. Sein ganzes Wesen, das an Gottfried Keller erinnert, ist treu in seinem Werk enthalten. Thoma ist nicht der Freund immer neuer Wesensverwandlungen. Er bleibt immer der gleiche. Und seine ganze Aufgabe besteht darin, dieses in ihm Liegende recht zur Entwicklung zu bringen, daß es reife, sich glücklich betätige und Zeugnis ablege.

Die beiden Köpfe auf dem Bilde „Frau mit Kind“ sind echte Thomas. Deutsche Gesichter, wie wir sie schon auf Dürer'schen Bildern sehen. Alles ist einfach und schlicht gehalten, wie es dem Gegenstand entspricht. Das Kind sitzt auf dem Tisch und schlingt seinen Arm um den Hals der Mutter, die es förmlich, doch nicht allzu angewißlich hält. Ueberall Sicherheit und Kraft. Ein voll entwickelter Frauentypus. Eine prachtvolle Ruhe und Festigkeit in dem Blick der Frau. Dagegen betrachte man die träumerischen, halb lächelnden Augen des Kindes, in dessen Gesicht noch alles jung und unentwickelt ist, was bei der Mutter zu festem Willen sich entwickelte. Und doch ist auch der Mutter ganz versteckt noch dieses Lachende, frohe, kindliche in den Zügen erhalten. Und ein ganz klein wenig schimmert der gleiche Ausdruck noch bei ihr hindurch wie bei dem Kinder. Man muß das Bild längere Zeit betrachten, dann kommt es heraus.

Neben den beiden, denen man das Gemälde werden ein bisschen anmerkt, ohne daß es störend wirkt, steht ein gespenkelter Bauerntopf, der wohl Milch enthalten wird. Den Hintergrund des Bildes geben Wiesen, auf denen Kühe weiden. Ganz hinten ein Bauerngehöft. Auf dem Felde sind die Arbeiter tätig. Starke Stämme und junge Bäumchen stehen neben dichten Büschen. So weitet sich das Porträtbild in freier Weite. Die Natur, die Umgebung, in der die Dargestellten ihr Leben zubringen, klingt leise an, und so sehen wir in ein fremdes Leben für eine Weile hinein, das solche Menschen schafft. Es ist eine ganze, abgeschlossene Welt. Kernig, sicher und fröhlich.

e. s.

Pfingsten. Die goldigste Zeit der Jugend ist über die Natur gekommen. So schön war sie vorher nie, und so schön wird sie später nicht mehr werden, wenn Pfingsten vorbei ist. Was liegt an dem Fest? Weiß der Pöhl, wenn er seine Glockenrufe durch den Eichenhain erschallen läßt, daß Pfingsten vor der Tür ist? Weiß es die Heiderose, die schüchtern zu blühen begonnen und die ihre eigentliche Pracht erst später entfalten wird? Aber wir Menschen, wir wissen es. Pfingsten ist für uns ein Marktstein. Es ist der Höhepunkt der Poesie. Ist es erst vorüber, dann ist der Zauber, die Reinheit, die süße Jungfräulichkeit der Natur dahin. O, sie ist nach Pfingsten auch sehr schön, sie ist üppiger, die Blüten werden reicher, das Laub voller. Aber es fehlt ein Etwa an ihr, der Hauch, der Duft des Frühlings, sie ist entzaubert, die Natur nach Pfingsten. Denken wir nicht daran!

Leicht verschleiert in weicher weißer Pracht steht die Sonne am hellblauen Himmel. Es geht ein so milder Hauch durch die Luft, der legt sich seidenweich

um die Wangen der Menschen, so daß ihne Mute ist, als möchten sie weit die Arme öffnen und umarmen. In den Bäumen am Wege sind Gebüsche darüber hinaus singen die Vögel. So schön ist sie noch nie. Ein weiterer mit dem an Heut singt nicht nur der Hirt seine schmetternde Weise, nicht nur der Goldammer seine innige Lustvogel, heut singt es feierlich und erhaben auf die Klippe der Insel, und die Grasmücken und Hänchen singen melodientröhre Lieder. Auch für sie ist die schönste Zeit gekommen. Später, nach Pfingsten wird ihr Heilang nach und nach verstummen. Und wird auch für sie nach der goldenen Zeit der die nüchternen Prosa kommen. Aber noch ist die Christ nicht verirrt. Über die Bäume der Bergwelt ist es vom Frieden und Geisblatt und Rose und drinnen strahlt der Goldregen in den leuchtenden Blütenpracht. Die Päonien, die Pfingsten, brennen in glühendem Rot. Da ist das Roggenfeld blüht, und noch steht es da in frischer, jugendlicher Kraft, und der rote Mohrrübenstaub seinen Stand mit feurigem Schmutz. Auf dem dünnen Kiefernheide über Kreuzkraut und Blütenmilch prangt der Besenginster in zölzem Blütengold. Aber am schönsten lacht die pfingstliche Sonne über den Wiesen. Welche Fülle und Frische liegt über dem bunten Teppich von Gräsern und Blumen. Das schimmert und leuchtet in tausend Farbenfarben. Da mischt sich das Gelb der Butterblumen mit dem Rot des Klee, mit dem Blau des Günsels und dem Weiß des Schaumkrautes. Wer wollte sie alle aufzählen die zahlreichen Blumenkinder in ihren zauberwechselbaren Kleidern? Zu solch einem großen Teppich zusammenwachsend, verbindet sich eine jed mit den Schwestern, um im Verein mit ihnen noch herrlicher zu strahlen, als sie es allein vermöchte. Von der Sonne beschienen, erglänzen ihre Kleider zu einer einzigen großen Farbensymphonie. Es ist Leben auf der Wiese, frisches, buntes, bewegliches Leben, auch wenn nicht Millionen von Bienen summen, auch wenn kein Falter von Blume zu Blume gaukelt. Aber nun summt es und fließt über der Wiese, als ob hier der Tummelplatz alles Lebendigen wäre. Das Löwen erfüllt die Luft so daß sie selbst in Bewegung gerät und einstimmt in das heile, große Lied des Lebens. Die kleinen lieblichen Falter lassen ihre seidenen Mäntel in der Sonne glänzen, heute sind sie alle da, die ironischen Kleider haben, das prunkvolle Pfauenauge, der gelbe Zitronenfalter, der dreifarbig Kaisermantel, die Weizlinge, der rotbraune Fuchs, der bunte Dreifalter. Heut führen sie ihre Neigen auf, die lustigen Tänzer, die Vögel flöten und singen und die Hummeln spielen den Bass dazu. Die Sonne glänzt auf den bunten Blumen, es blinkt und strahlt in der großen Halle der Natur, die heut das Fest der Schönheit feiert. —

Verstellbare Rückenstütze für Stühle. Um eine bequemeres Sitzen auf Stühlen herbeizuführen, ist eine beveigliche Rückenstütze konstruiert worden, die dreh- und verschiebar in Form eines gepolsterten Brettes an der Sitzvorrichtung angebracht wird. Die Rückenstütze wird an einer wagerechten Achse drehbar befestigt und zwar so, daß sie auch in der Längsrichtung leicht verschiebbar ist. Die Größe der Sitzfläche kann der jedes Stuhles angepaßt werden; sie legen die Maße 32 Centimeter Breite und 50 Centimeter Höhe auszumachen. Etwa eine Hand breit unter der Stuhloberfläche ist ein 10—15 Centimeter langer Schlitz zur Führung der Vorrichtung eingerichtet. Dieser Führungsschlitz muß bei der Bringung einer solchen Stütze der Form des Sitzes angepaßt werden. Durch die Beweglichkeit der Richtung wird die Anpassung entsprechend der Sitzhaltung des Menschen erzielt. Rückt dieser auf dem Stuhl mit dem Kopf nach hinten zurück, so wird die Rückenlehne sich entsprechend schräg einstellen, umgekehrt wird sie sich auch dem Rücken bei gegebener Körperhaltung durch das dadurch herborgernde Zurückdrängen des unteren Teiles anschmiegen. Die verstellbare Rückenstütze läßt sich an jedem Sitz auch noch nachträglich anbringen. Wenn diese Stütze zunächst hauptsächlich auch für Recumbentes bestimmt war, um diesen die Körperhaltung möglichst zweckmäßige Rückenunterstützung zu erleichtern, so hat sie doch auch ihren großen Wert für solche Personen, welche dauernd und angestrengt einem Stuhl sitzen, tätig sein müssen. —

Nachdruck des Inhalts verboten.

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.